

Speicher in Königsberg

Ruth Geede

# Ostpreußen – so sind wir –

Lache on Griene  
en einem Sack

---

Hrsg.: Landsmannschaft Ostpreußen, Abt. Kultur  
Parkallee 86  
2000 Hamburg 13

Die Drucklegung wurde gefördert aus WZVO-Mitteln  
durch die Stiftung Nordostdeutsches Kulturwerk für  
die Stiftung Ostpreußen

Hamburg 1991

## Zum Geleit

Seit langem gibt die Landsmannschaft Ostpreußen Arbeitsbriefe heraus, die Gruppen helfen sollen, gemütliche Nachmittage oder Abende zu gestalten. Von Zeit zu Zeit ist es notwendig, diese Gestaltungshilfen neu zu formulieren; denn der Ausstattungsrahmen - dem Zeitgeschmack unterworfen - und auch die technischen Möglichkeiten unserer Gruppen ändern sich. Immer muß jedoch oberste Leitlinie bleiben, daß wir uns als Ostpreußen wiedererkennen in den einzelnen Beiträgen. Das kann nur eine Ostpreußin leisten, die ihre Landsleute kennt, die der Gruppenarbeit und dem Genre „Unterhaltung“ aufs engste und innigste verbunden ist. Eine solche Autorin finden wir in Ruth Vollmer-Rupprecht, unserer Ruth Geede. Sie stellte die Texte zusammen und gliederte diesen Arbeitsbrief so, daß er zu vielen Gelegenheiten leicht die gewünschten Anregungen liefert. Der Arbeitsbrief kann nicht allen alles geben, aber er möge ein reger Ratgeber für rege Gruppen sein!

Volker Schmidt

## Inhaltsverzeichnis

Vorwort .....	4 – 5
Bild der Heimat .....	6 – 24
Ostpreußen – Land und Leute	
Im Jahreskreis .....	25 – 45
Feste und frohe Stunden	
Quiddern und Grienen .....	46 – 62
Lachende Heimat	
So ein Theater .....	63 – 73
Sketche zum Aufführen	
Unsere Autoren .....	74 – 83

Die Bilder wurden von der Autorin gewählt.

## Vorwort

Der Himmel hat den Menschen als Gegengewicht zu den vielen Mühseligkeiten des Lebens drei Dinge gegeben:

Die Hoffnung, den Schlaf und das Lachen!

Immanuel Kant

Unsere Heimat steht im Mittelpunkt aller Feste und Feiern, wenn Ostpreußen sich treffen. Wir wollen aber nicht nur Vergangenes aufleben lassen, sondern sie lebendig halten und denjenigen unter uns, die sie nicht mehr als Heimat ihrer Kindheit kennen, sondern sie oft verfremdet oder verfälscht erleben, das Bild Ostpreußen vermitteln, wie es durch Jahrhunderte geprägt wurde.

Und das bedeutet: Ostpreußen in seiner Schönheit und Vielfalt so zu interpretieren, daß unseren Landsleuten ein vertrautes Bild entsteht, den Nichtostpreußen und jungen Nachfahren ostpreußischer Familien aber aufzeigen, was unsere Heimat ist: Ein weites wunderbares Land mit einer europäischen Geschichte, mit Menschen, die dieses Land geformt hat und die aus ihren tiefen Wurzeln noch immer Kraft holen, für dieses Land zu leben und es zu lieben.

Ostpreußen mit seinen heißen Sommern und kalten Wintern hat sein Spiegelbild in der Mentalität seiner Menschen, die ein Sprichwort am deutlichsten wiedergibt:

Lache on Griene en eenem Sack.

Dem tiefen Empfinden setzt die Heiterkeit den Gegenpol: Auch in mancher schweren Situation hat ein befreiendes Lachen geholfen, sie leichter zu machen. Dieses stille und heitere Lächeln in den Augen, das sich in vielen Fältchen auffächert: Es zeichnet den Ostpreußen mehr als jeden anderen Menschenschlag.

Ja, wir lachen gerne. Und deshalb sollten uns heitere Stunden zusammenbringen, deren Licht dann auch den manchmal grauen Alltag erhellt.

Doch wir täten unserer Heimat Unrecht, wenn wir in dieser Heiterkeit zu seicht werden würden. Dafür ist sie zu groß, zu schön, dafür hat sie, haben wir zuviel Schweres erlebt. Auch das muß zum Ausdruck kommen. Nicht leicht für alle, die hier Mittler sein wollen.

Dieses Heft will einige Anregungen bieten. Es gibt Vorlagen zur Gestaltung von Heimatabenden, die aber nicht mehr sein können als ein grober Leitfaden: Stricken müßt Ihr selber. Eine Veranstaltung richtet sich ja nicht nur nach dem Thema, sondern auch nach den Möglichkeiten der Mitwirkenden und dem Teilnehmerkreis. Unsere Heimatliteratur bietet eine solche Vielfalt, daß man ohne große Mühe das finden kann, was man vermitteln will. Die „Aufhänger“ dazu sind in diesem Heft zu finden.

Ein besonderes Problem: die Sprache. Wir können, wollen und dürfen sie nicht verlieren, aber sie muß lebendig gehalten werden, denn Sprache lebt vom Mitteilen, vom Dialog, von der Kommunikation, eben vom Sprechen. In der vertrauten Sprache finden wir die Heimat wieder. Sie sollte auch auf allen Veranstaltungen

gepflegt werden, aber das ist nicht immer leicht. Da ist unser gutes, altes, vertrautes Platt. Aber nicht alle Ostpreußen sprechen es, die nächsten Generationen schon gar nicht mehr. Für die Älteren von uns ist es aber die „Muddersproak“ – die Muttersprache. Und die sind es, die wir glücklich machen, wenn wir ihnen ihr vertrautes Platt vortragen.

Ein gangbarer Mittelweg: In Textbeiträgen einige plattdeutsche Worte einfließen lassen, so daß sie dem Sinn nach für jeden Zuhörer verständlich sind. Es ist auch möglich, bei manchen Beiträgen eine plattdeutsche und eine hochdeutsche Fassung zu bringen. Wir geben in diesem Heft einige Beispiele.

Der weiche vertraute Klang unserer ostpreußischen Sprache mit ihrem so treffenden Wortschatz kommt vor allem in heiteren Beiträgen zur Geltung, nur darf das nicht zum Extrem führen, zur krampfhaften Suche nach deftigen Ausdrücken, die dann so massiv aneinandergereiht werden, daß der Schritt vom Lachen zur Lächerlichkeit nur kurz ist. Man darf nicht mit der Wurscht nach der Speckseit\* schmeißen, wie man bei uns sagt. Nicht leicht, hier die Waage auszutarieren.

Platt – aber keine Plattheiten!

Auf vieles, was uns in den vergangenen Jahrzehnten als Vorlage diente, müssen wir heute weitgehend verzichten. Es gibt herrliche plattdeutsche Spiele, die aber leider nur noch von wenigen Gruppen gespielt werden können. Spiele und Sketche beleben aber jeden heiteren Heimatabend. So haben wir einige ausgearbeitet, die leicht zu spielen sind.

Das Programm sollte so gestaltet werden, daß für jeden Zuschauer etwas geboten wird: ein bunter Wechsel von Prosa und Lyrik, Liedern und Spielen. Zu beachten: die Prosabeiträge dürfen nicht zu lang sein, das bleibt Leseabenden überlassen. Kurze Beiträge fesseln und ermüden auch ältere Zuhörer nicht. Auf heitere Beiträge sollten keine ernsten folgen, weil sonst die erreichte fröhliche Stimmung verlorengehe und die Gefahr eintritt, daß die Veranstaltung durch diesen Stimmungsumschwung zerfällt.

Der Themenkreis unserer Arbeitsbroschüre ist in vier Gruppen gegliedert:

### **Bild der Heimat**

Ostpreußen – Land und Menschen

### **Im Jahreskreis**

Feste und frohe Stunden

### **Quiddern und Grienen**

Lachende Heimat

### **So ein Theater**

Sketche zum Aufführen

Wir wünschen allen, die dieses Heft als Vorlage oder Anregung benutzen, viel Freude am Gestalten und eine ebenso freudige Resonanz ihrer Zuschauer und Zuhörer, unsern Ostpreußinnen und Ostpreußen und ihren Gästen.

## Bild der Heimat Ostpreußen – Land und Leute

Um meine Wege schlich Krieg und Not,  
man lehrte mich Arbeit und Pflicht.  
Ich aß meiner kämpfenden Heimat Brot;  
Ich trag meiner Heimat Gesicht.

Walter Scheffler



Fischer (Bildarchiv R. Geede)

## Ruf der Heimat

Heimat, wenn nächstens der Wind aus dem weiten Osten weht,  
Heimat, Dein Antlitz in meinen Träumen steht.  
Muß ich dann heimwärts die alten, so weiten Wege gehn,  
bis meine Füße wieder auf Deiner Schwelle stehn:  
Im Weichselbogen, im Kranze der Niederung!  
Und ich sehe Dein Antlitz, lächelnd und wach und jung.

Heimat, ich sehe die Wälder Masurens dunkeln.  
Über einsamen Gräbern Kreuze im Sternenlicht funkeln,  
Kreuze, die stumm im Schatten der Wälder stehn.  
Und um sie singen Masurens silberne Seen.

Heimat, ich sehe des Oberlands schwingende Weiten.  
Wolkenschatten über grünende Hügel gleiten.  
Vergesse das Ermland mit seinen blühenden Höfen nicht,  
und sehe im Kranze der Linden Natangens Bauerngesicht.

Grüße Dich, Königsberg, auf den sieben Hügeln am Strom,  
der die Insel umarmt mit dem Sternengrab und dem Dom.  
Über der Altstadt das breite preußische Schloß,  
zu seinen Füßen die Speicher, wie um den Herren der Troß.

O glutende Sommertage im Bogen der Samlandbucht.  
Wo blühen Lupinen blauer als am Mantelsaum Deiner Schlucht?  
Gelber Bernstein funkelt wie Honig im Dünensand.  
Nächtens warf ihn die Flut mit weißer Welle zum Strand.

Zwischen Haff und See der Nehrung gleißender Zug!  
Wanderdünen, die der Wind vom Meere her trug,  
gruben Wäldern und Wiesen, Katen und Kirchen das Grab.  
Über die Düne zieht lautlos der Elch zur Tränke hinab.

Und folge dem Segel, das unter buntem Wimpel sich dehnt,  
zum Memelhofe, der an schützenden Deich sich lehnt.  
Sehe das Land sich öffnen unter des Bauern Pflug –  
und atme die gute Erde, die Saaten und Ernten trug.

Heimat, Du liebvertraute, so seh' ich Dein ewiges Bild:  
Wie aus dem Erlengehölz der Sprind im Frühling quillt,  
wie das Weizenfeld unter dem Sommerhimmel sich schwingt,  
wie Wintertags Flocke um Flocke auf Hügel und Häuser singt.

War das Land Deiner hellen Tage summend wie Bienengesang,  
wenn unter den flinken Händen das Schiffchen im Webstuhl sprang,  
wenn die Axt in den Feldern dröhnte, die Sense im Kornfeld ging  
und auf den Wassern der Fischer die zappelnde Beute fing.

Heimat, Du liebvertraute, nun bist Du so weit und fern,  
und nur in den stillen Nächten, wenn Mond und einsamer Stern  
über Dir wandern tröstend im Gange der Ewigkeit,  
dann rufst Du nach Deinen Kindern – doch Deine Kinder sind weit.

Aber der Mond am Himmel, der Stern, der Dein Rufen vernimmt,  
die Welle am Strand, der wandernde Vogel, der Wind:  
Sie bringen den Ruf über Ströme und Grenzen her  
und fragen uns, deine Kinder, nach Schicksal und Wiederkehr.

---

**Paul Wegner**, der große Schauspieler, über die Menschen seiner Heimat:

„Ich glaube, daß es des Ostpreußen Bestes ist, daß er sich nicht auf- und nicht des Scheines wegen nachgibt, sondern den Mut und die Kraft hat, er selbst zu sein.“

Der Dichter **Ernst Wiechert**:

Ich komme aus einer großen Landschaft, die vieles an mir gebildet hat und aus jener Einsamkeit, in der ein Mensch noch wachsen und werden kann. Das ganze spätere Leben hat diesen Ursprung und diese Ursprünglichkeit nicht auslöschen können, keine Bildung, keine Ratio, keine Welt. Aber ich habe diesen Ursprung durchdrungen mit dem, was ich gelernt und erfahren habe.

Der Dichter **Hansgeorg Buchholtz**:

„Land des Lichts... Über deinen Geheimnissen kreisen die Möwen. Meine Seele ist dir verfallen. Ich gehöre dir.“

**Ernst Moritz Arndt**:

Das Deutschtum hat in diesen sumpfreichen und waldreichen Nordrevieren zwischen Weichsel und Memel recht feste tiefe Wurzeln getrieben, und die Stämme, welche von ihnen gehalten werden, stehen stolz und grad in den Stürmen des Tages... Das kann man in Wahrheit sagen, daß diese Wurzeln so fest stehen, daß der Mensch und das Land so in Liebe und Treue miteinander verwachsen sind, daß der in Preußen geborene Mensch sein Land mit unendlicher Liebe festhält und lobt und preist. Glückliche, wenn in allen Landen deutscher Zunge die Heimat von solchen Herzen geliebt, von solchen Köpfen und Fäusten verteidigt und verherrlicht wird.

**Immanuel Kant**:

Ein große Stadt, der Mittelpunkt eines Reiches, in welchem sich die Landeskolegien desselben befinden, die eine Universität zur Kultur der Wissenschaften und dabei noch die Lage zum Seehandel hat, welche durch Flüsse aus dem Innern des Landes sowohl mit angrenzenden als auch entlegenen Ländern von verschiedenen Sprachen und Sitten einen Verkehr begünstigt – eine solche Stadt wie etwa Königsberg am Pregelflusse kann schon für einen schicklichen Platz zur Erweiterung sowohl der Menschenkenntnis als auch der Weltkenntnis genommen werden, wo diese, auch ohne zu reisen, erworben werden kann.

**Ferdinand Gregorovius**:

Den Ostpreußen fehlt die Grazie. Sie gewinnen nicht bei ihrem Erscheinen, aber auf ihrem soliden Wesen läßt sich sicher bauen. Der Ostpreuße ist die reinste und beste Prosa-Natur Deutschlands.

**Johann Georg Hamann**:

Sein Vaterland muß man niemals vergessen. Keine schönere Krankheit in meinen Augen als das Heimweh.

Mutter im Osten, dich singen die Wälder,  
dich rauscht der Dünen großer Gesang.  
Weit, im Gewande wogender Felder,  
Wolken und Winde dein ewiger Klang.

Mutter, dich reden Giebel und Gassen,  
feierlich preisen dich Burgen und Dom.  
Mutter, dich beten die Birken, die blassen,  
Mutter, dich flüstern die Halme im Strom.

Mutter im Osten, du hast uns geboren,  
hattest für alle Nahrung und Nest.  
Mutter, nun bist du den Kindern verloren,  
doch die Gedanken halten dich fest.

Tritt einer abends hinaus vor die Türen,  
steht wohl der Mond überm Dach, so wie einst,  
meint er im Wind deinen Atem zu spüren,  
Mutter im Osten, ich glaube, du weinst.

Weine nicht, Mutter: Wir dürfen dich träumen –  
einziger Trost, der den Hoffenden blieb.  
Mutter, du Stern über Zeiten und Räumen,  
sieh', deine Kinder behalten dich lieb.

Hans-Joachim Paris

---

## Das Land, das weite Land

Es gab Sand und Sand und Sand. Es gab Wald und Moor und wieder Wald. Kiefern und Kiefern und Birken und Heidelbeeren, Wacholder und Brombeerstrauch, Erlen und Schilf und Binsen und schwarze Wasserlöcher. Und Sand und Sand und Sand.

Da war die See, und da war das Haff und dahinter das Ende, das Ende der Welt. Da waren hoch oben die ziehenden Wolken und der Wind in den Kiefernkronen, da war unten, eine endlos ablaufende Schnur, der Weg durch den Sand, da war die große Stille und niemals ein Mensch.

(Gertrud Papendick in „Uhlenflucht“)

Der ostpreußische Bruch hat nichts Unheimliches, ist ein ungepflegter, ein wenig struppiger Wald mit kleinen smaragdgrünen Grasflächen und allerlei uns unbekanntem Sumpfpflanzen, dem Wollgras, dem Porst. Zwischen den Erlen und den Birken stehen Wasserlachen, quillt auch breiiger Schlamm, häßlich grau, sinkt

schmatzend wieder zurück. Mücken tanzen in Schwärmen im öligen Regenbogenglanz, Rohrdommeln rufen von fern. Nicht die Wasserlachen, nicht die Schlammputzen sind gefährlich, sondern die sauberen grünen Grasflächen, die wir so gern betreten würden, auf denen auszuruhen uns lockt, und wir wären dort rasch herabgesunken, hätten uns an ohnmächtigen Händen gehalten, wären immer tiefer gesunken, nie gefunden worden... Und in diesem Augenblick taucht ein Elch vor uns auf, das Schaufeltier, das Urtier, groß und schwer, und setzt seine seltsam zierlichen Hufe auf die smaragdgrüne Todesfläche und sinkt nicht ein. Obwohl wir nur wenige Meter von ihm entfernt sind, nimmt er uns nicht zur Kenntnis. Wir haben in seiner Welt nicht vorzukommen, also kommen wir nicht vor.

(Marie Luise Kaschnitz)

Hinter der ersten Schleuse lenkt unser Steuermann den Vierer zum Ufer. Hinter Schilf versteckt finden wir die Mündung des schwarzen Flusses. Wir fahren gegen den Strom, zwischen schmalen Ufern an Wald und Roggenfeldern vorbei. Weidengebüsch, Erlenbäume hängen über dem Wasser. Die Sonne scheint prall auf den Fluß und erleuchtet den Grund, er ist schwarz. Große, dunkle Seerosenblätter, Schilf und Kraut schlängelt sich schwarzgrün in der Strömung. Große rotglitzernde Fische schwimmen unter dem Boot. Plötzlich tritt das Ufer zurück. Schilf umgibt uns, der Wasserlauf breitet sich aus: ein See, ein ganz versteckter, dichtumwaldeter See liegt vor uns. Wir steuern auf eine Bucht zu. Es ist ganz still hier, das Schlagen der Riemen in den Dollen ist schon Störung. Wir glauben bestimmt, daß wir die einzigen und ersten sind, die dieses spiegelglatte, schwarze Wasser durchqueren. Eine Wasserratte taucht einen Augenblick vor uns auf. Ein Vogelschwarm geht im Schilf hoch, am fernen Ufer stehen Fischreiherr. Wir legen in der Bucht an, klettern ans Ufer, sammeln Erdbeeren, legen uns ins Gras und verfolgen die weißen Wolken am klaren Himmel und ihr Spiegelbild im schwarzen See. – Solch ein Wald und See mußt du dir vorstellen, wenn es im Märchen heißt: Der Holzhacker wohnte im großen Wald, in der kleinen Hütte am See...

(Walter Hilpert)

## Einer trage des anderen Last

Im Jahre 1410 nach der Schlacht von Tannenberg: Das Ordensland war verwüstet, Dörfer und Siedlungen waren niedergebrannt, die deutschen Bewohner erschlagen oder verschleppt. Das Elend und die Not der Überlebenden war groß in den verheerten Gebieten, während in den von den Kriegszügen verschonten Landstrichen kaum Kriegsfolgen zu spüren waren. Ja, hier mehrte sich der Wohlstand durch die steigenden Preise für alle Erzeugnisse, so daß Unfrieden und Erbitterung im Ordensland um sich griffen.

Da berief Hochmeister Heinrich von Plauen 1412 einen Ritterkonvent – das Parlament des Ordenslandes – in die Marienburg. Diesem berichteten die Konture von den Zuständen in ihren Komtureien. Die Mienen der Ordensherren wurden sorgenvoll. Dann sprach der Hochmeister:

„Damit Frieden unter dem Volke werde und nicht die Herzen von Bitternis erfüllt sind, nehme man dem, der viel hat und gebe dem, der durch den Krieg das Seine verlor. Es ist besser, jeder hat eine Kuh im Stalle, als daß der eine zwei Dutzend besitze und zwei Dutzend Armer und Gebrandschätzter haben keine.“

Langes Schweigen gab es da unter den Herren, bis der Schatzkanzler und Scheffler des Ordens aufstand und ernst erklärte: „So ein Land geht zugrunde, wo Schlemmer und Hungerleider voll Bitternis nebeneinander liegen. Anstelle der Liebe tritt der Haß und der Neid, und alle Welt weiß, daß diese Dinge stets zum Bösen führen. So will ich einen Augenblick schaffen zum Frommen der einen und zum Recht der andern.“

Und so geschah es! Jede zweite Münze des Ersparten floß zum Bau der Häuser. Zwei Jahre lang wurde jedes neugeborene Kalb, Füllen, Lamm und Ferkel abgabepflichtig. Man wachte auch darüber, daß jedes Muttertier trächtig wurde. So wurde die Substanz nicht gefährdet, und die Geschädigten waren zufrieden.



Marienburg

## Der alte Bauer spricht

Und so begannen wir: Nur du und ich,  
ein alter Stall und eine morsche Hütte,  
und tief im Herzen eine stumme Bitte,  
wenn nachts die Not um unsre Fenster schlich.

Und so begannen wir: Nur ich und du  
und Arbeit früh vom ersten Morgengrauen.  
Es wurd' gebrannt, gegraben, umgehauen.  
Im Stall stand eine einzige magre Kuh.

Dann kam ein Tag, der war wie ein Gebet:  
Du fülltest still die Körner in das Linnen,  
ich kann mich noch so gut darauf besinnen:  
Denn ich hab' ja die erste Saat gesät.

Es war, als hätte Gott das Feld bestellt:  
Hob ich beim Grabenziehn im Bruch den Rücken,  
der müd' vom langen Werken und vom Bücken,  
dann sah' ich auf mein gutes Roggenfeld.

Und du zur Seite mir zu jeder Stund'.  
Die Arbeit wuchs für dich mit jedem Tage,  
doch niemals hörte ich ein Wort der Klage,  
wenn ich dich fragte, lächelte dein Mund.

Doch bei der Ernte warst du nicht dabei:  
Es kamen nun zu dir die schweren Stunden.  
Und als dann endlich alles überwunden,  
weißt du, Marie: da waren wir dann drei.

Und alles, was die Zeit uns dann gebracht:  
Das erste Fohlen – heute sind's viele Pferde,  
und aus der Kuh wuchs eine stolze Herde,  
das neue Haus, gekalkt und rotgedacht,

und Felder, Äcker, Wiesen, gut und schwer,  
bis zu des fernen Waldes dunklen Tannen:  
Niemand vergaßen wir, wie wir begannen!  
Und es ist doch so viele Jahre her.

Denn so begannen wir: Nur du und ich,  
so bettelarm, von aller Welt vergessen,  
und doch so reich, das Lebens hat's gemessen:  
Du hattest mich und ich – ich hatte dich!

Thomas Mann:

## Mein Sommerhaus

Wir fuhren für einige Tage nach Nidden auf der Kurischen Nehrung und waren so erfüllt von der Landschaft, daß wir beschlossen, dort Hütten zu bauen, wie es in der Bibel heißt. Dies ist zwar bei uns nichts Neues, denn wir beschließen es phantasie-weise fast überall, sei es bei St. Moritz oder Assuan. Aber diesmal war es ernster. Der Eindruck war tief. Man findet einen erstaunlich südlichen Einschlag. Das Wasser des Haffs ist im Sommer bei blauem Himmel tiefblau. Es wirkt wie das Mittelmeer. Es gibt dort eine Kiefernart, Pinien ähnlich. Die weiße Küste ist schön geschwungen, man könnte glauben, in Nordafrika zu sein.

Meine Worte können keine Vorstellung von dem großartigen Reiz des Landes geben. Ich möchte mich hier auf Wilhelm von Humboldt berufen, der dort war und speziell von Nidden so erfüllt war, daß er erklärte, man müsse diese Gegend gesehen haben wie man Italien oder Spanien gesehen haben müsse.

Wir faßten einen Hügel am Haff ins Auge und begannen mit einem Bauplatz zu kokettieren. Als wir abreisten, hatten wir uns soweit gebunden, daß wir nicht mehr zurück gekonnt hätten, selbst wenn wir es gewollt hätten.



Thomas-Mann-Haus, Nidden 1991

Durch Vermittlung Einheimischer kam ein Pachtvertrag mit der Litauischen Forstverwaltung zustande, eine Memeler Architektenfirma wurde engagiert, und so bauten wir brieflich ein Haus. Alles war furchtbar einfach, nur Holz und Schleiflack. Als der nächste Sommer kam, stand das Haus fix und fertig da. Wir kamen an und saßen auf der Veranda unseres Häuschens, als ob es schon immer so gewesen wäre.

Im Fischerdorf findet man an den Häusern vielfach ein besonders leuchtendes Blau, das sogenannte Niddener Blau, das für Zäune und Zierate benutzt wird. Alle Häuser, auch das unsere, sind mit Stroh- und Schilfdächern gedeckt und haben am Giebel die gekreuzten Pferdeköpfe. Unten ist eine offene Veranda, dahinter liegt das Eßzimmer. Alles andere sind Schlafzimmer. Nur eines im ersten Stock ist für mich als Arbeitszimmer eingerichtet. Von hier aus habe ich einen weiten Blick über das Wasser...

Ich freue mich heute schon wieder auf unsern nächstjährigen Aufenthalt in Nidden. Der eigenartige Charakter dieses Landstriches hat nichts Einschmeichelndes... aber er kann einem ans Herz wachsen. Ich kann meine Worte nicht passender schließen als mit dem Wunsche, daß der eine oder der andere von Ihnen mich besuchen oder wie Goethe unter ein Bild seines Hauses am Frauenplan schrieb – und es stehen Leute davor –

„Kämen sie getrost herein,

Würden wohl empfangen sein.“

(Aus: „Über mich selbst“. Autobiographische Schriften. Frankfurt 1983. S. Fischer Verlag, Frankfurt.)

---

Der Heimat denkt, wer fern der Heimat lebt.  
Des Herzens Sehnsucht bleibt es unverloren,  
das Bild, das sich in unsere Träume webt,  
das Bild, des Landes, dem wir eingeboren.  
Aus diesem Lande sproßten wir hervor  
gleich allem, was es trägt, von eigenem Marke,  
wir tanken diese Luft, und Aug' und Ohr  
erfüllte diese Welt, die heimatstarke.  
Wohl mag der Himmel auswärts tiefern blau'n  
und reiche Frucht die gut'ge Erde tragen,  
und blumiger sich schmücken Flur und Au'n –  
wer fragt, was sich mit solchem Maße mißt?  
Die Heimat liebt man, weil's die Heimat ist.

Ernst Wichert

Rudolf G. Binding

## Das Heiligtum der Pferde

Hier ist Trakehnen. Hier im Osten des Reichs sind die vielen Gestüte, und Trakehnen ist das vornehmste. Aber nicht die Menschen haben den Pferden diese Scholle geweiht – wenn sie auch Ställe bauten und Weiden einfriedeten –: die Natur selbst hat ihren Geschöpfen das Land als Heiligtum geschenkt, und die Pferde haben es sich als ihnen geweihten Bezirk erobert. Das Pferd ist das Zeichen des Landes, ist das markanteste, das zeugnishafteste Lebewesen der Scholle. Das ostpreußische Pferd ist das preußischste Erzeugnis des Landes, das festeste Bild seines Wesens, der untrüglichste Ausdruck seiner Eigenart und seines Geheimnisses geworden. Es übertrifft an Rassenhaftigkeit in allem den Bewohner des Landes und ist ihm sicherlich ebenbürtig in allen Tugenden.

Eingeboren und zugehörig lebt das Pferd recht eigentlich in der Seele des Volkes dieser Ebenen. Betagte Frauen sterben dort, in ihren letzten Zügen wie in einer fernen Schau von Pferden redend, und bei den Jünglingen wie bei den Mädchen geht ein Wort um: daß, um recht gelebt zu haben, jeder einmal auf einem Pferde gegessen haben müsse.

Trakehner



Das Land also ist das Heiligtum des Pferdes – nicht das Gestüt, das vielleicht als sein Tempel, seine Wiege, die Stätte seiner Aufzucht, seine Pflegstatt gelten mag. Auch der Ort seiner Prüfung, seiner Auswahl und strengen, fast adligen Wahrung ist das Gestüt. Aber sein Heiligtum, das Land, das die Natur ihm als seiner Kreatur schenkte und das sich das Pferd als Kreatur geweiht hat, ist grenzenlos.

Weit ist das Reich, das den Pferden geheiligt ist. Weit ist die Ebene, weit ist der Himmel. Beide verschwimmen im Grenzenlosen. Nichts hemmt den Blick, und wo das Auge des Menschen seinen Halt sucht, läuft die nicht endende Straße, laufen die unabsehbaren Felder, laufen die langen Alleen, ziehen die Wolken hin, fahren die ewigen Winde fernhin, lautlos, auf Nimmerwiedersehen, sich in der Unendlichkeit verlierend. Die Sonne des Sommers ist heiß, wenn der Wind schläft. Aber sie geht unbestimmt und gleichsam aufgelöst im Lichte des Tages über die endlose Kuppel des Himmels. Es ist, als ob sie der Weite der Ebene ihr Recht lassen müsse und gegen sie nicht aufzukommen vermöchte. Ihr Licht ist matt, und das Gold der Felder verschwebt in der großen Gleichung der Dinge. Die mächtigen Wälder stehen wie Schatten darin. Der Winter frißt selbst sie in eine lange lastende gleichförmige Decke von Weiß. Die entkräftete Sonne zeigt sich kaum mehr dem Auge. Höchstens wird an der Dichte des Himmels sehr hoch im florigen Weiß ein trüber dunkler Fleck sichtbar wie hinter mattem Glas, und der Himmel zieht wie ein Schleier vor der schwärzlichen Scheibe vorüber.

Hier ist Trakehnen. Der Hengst, dessen Schrei über das Land geht, und alle, die, welche mit ihm die Vaterwürde des Gestüts genießen, drücken dem ostpreußischen Pferd, dem Pferd des Landes, seinen vornehmsten Stempel auf. Nicht, daß die anderen Gestüte, die staatlichen und privaten, schlechtere Pferde hervorbrächten – sie wetteifern in höchster Weise mit der fast schon mythischen und bevorzugten Stätte des edelsten Typs, der markantesten Gestalt, der bleibenden, unnachahmlichsten Form, des stärksten Ausdrucks.

---

## Trakehner Blut

Zwischen Braunsberg und Trakehnen,  
wo die Wiesen am weitesten sind,  
da wehen der Rosse Mähnen  
im scharfen Ostseewind.  
Kaum ruhen die Schlittenkufen  
vom Winter aus im Haus,  
beim ersten Kuckucksrufen  
jagt alles auf raschen Hufen  
in des Frühlings Freiheit hinaus.

Zwischen Mertensdorf und Weedern  
und am Steinorter See –  
wie da die Fesseln federn,  
wo Stuten weiden im Klee.  
Mit dem Fohlen Seite an Seite  
sie rupfen ins Gras hinein  
und traben in die Weite.  
Des Feldes duftende Breite  
blüht warm im Sonnenschein.

Zwischen Rominte und Alle  
grüßt manches alte Gut,  
da steht in geräumigem Stalle  
der Beschäler von edlem Blut.  
Den Schenkel, den glatten, weichen  
ziert der Trakehner Brand.  
Welch heimatliches Zeichen!  
Welch Stolz das Darüberstreichen  
von des Gestüters Hand!

Zwischen Lenken und Tarputschen  
stehn Dörfer Zaun an Zaun.  
Hei – wie die Striegel rutschen  
übern Rücken goldigbraun!  
Durch tiefe Niederungen  
der Bauer lenkt das Gespann.  
Da reiten seine Jungen –  
da heißt es: glatt gesprungen,  
stolz, wer's am besten kann!

Zwischen Ermland und Masuren  
weite Wege führen durchs Land,  
da zeichnen vieltausend Spuren  
von eisernen Hufen den Sand.  
Drauf fällt das Laub der Linden,  
die an den Wegen stehn.  
Die Ringe in rissigen Rinden  
verkünden, daß Jahre entschwinden,  
doch Kräfte neu erstehn.

Erminia v. Olfers

Aus einem Gedichtband, nach ihrem Tod von der Tochter zusammengestellt.

## Die grüne Ebene

Viele Wege führten durch das weite Land an der östlichen Grenze, Mutters Heimat. Das Land hier kennt keine Wälder, sie verblauen irgendwo weit in der Ferne. Der Blick bricht sich nicht an Zäunen und Mauern, er geht weit darüber hinweg. Wir gingen auf Wegen, die zu kleinen Höfen führten. Sie lagen da wie hingestreut, weißes Haus, brauner Stall, graue Scheune. Gärten, von Tannenhecken umgurtet. Gang durch die Stille zwischen Roßgärten, weiche Pferdemauler, die sich in die zögernde Kinderhand schoben, zaghaftes Streichen über das glatte, zuckende Fell, Wiehern und davoneilender Trab.

An einem dieser Wege liegt die Bedugnis, das Wasser ohne Grund. Sie soll keinen Boden haben, die Bedugnis, wer in sie hineingeht, kommt nie wieder heraus. Es sollen Menschen mit Pferd und Wagen dort ertrunken sein. Niemand hat eine Spur von ihnen gefunden.

Ich ließ Mutter keine Ruhe, bis wir zur Bedugnis gingen. Sie lag am Rand der Chaussee, Quitschenbäume mit roten Beeren spiegelten sich in ihrem Wasser. Eine blanke Fläche unter dem Blau des Himmels. War das Wasser wirklich unergründlich? Ich dachte an die Menschen, die Pferde, die da unten liegen mußten. Aber sie hat doch keinen Grund? Wie mußte es sein, das Fallen in die Tiefe, das Sinken ohne Halt?

Wir gingen fort von dem Wasser ohne Grund. Das Land war sanft und warm, es roch nach Klee, nach jungem Korn, nach Wildrosen und Kornblumen. An einem Hollerbusch machten wir halt. Ich setzte mich ins Gras, über mir schaukelten die großen Blütenteller des Holunders. Muttchen pflückte sie ab und schüttelte sie. Es stäubte weiß, kleine schwarze Käfer fielen heraus. Hollerküchlein wollte Mutter backen. Zu Hause in Königsberg hatte sie das nie getan.

Es war hier alles so anders als daheim in der Stadt, die so unvorstellbar weit fortrückte, als hätte es sie gar nicht mehr gegeben. Was war das für ein Land, in dem alles so groß war und so einsam, in dem es Wege gab, auf denen man keinem Menschen begegnete. Dann waren diese Menschen auf einmal da, wenn wir durch eine Türe traten, lachend, vertraut, so ohne Fremdheit, als wären wir nur fortgegangen und endlich wiedergekommen.

Mir war damals noch nicht das Maß vertraut, mit dem hier gemessen wurde, hier in der Weite, die kein Wald begrenzte, die überging in den unermeßlichen Himmel und aus ihm zu kommen schien.

Jahre danach, als das alles nur noch Erinnerung war, habe ich auf allen meinen Wegen immer nach dieser Weite gesucht, nach dem Licht, nach dem hohen Himmel, nach dem Wasser ohne Grund. Nach der Ordnung habe ich gesucht, die über allem Leben in der Ebene stand. Nach Menschen habe ich gesucht, in denen die helle Heiterkeit der Vorfahren aus südlichen Landstrichen sich vereint mit der

dunklen Schwermut östlichen Blutes, der Erde nah, warmherzig und von einer Gastlichkeit, die ihresgleichen sucht. Ich habe hier und da das eine oder das andere wiedergefunden – aber niemals in dieser Harmonie, so ganz im Einklang mit den himmlischen und irdischen Mächten wie dort in der Heimat, in der grünen Weite zwischen Insterburg und Eydtkuhnen.

---

Martin A. Borrmann

## Kleine ostpreußische Station

Kleine ländliche Bahnhofswelt,  
Güterwagen beim Roggenfeld!  
Jeden Nachmittag, stundenweit,  
hält ein Zug aus der fernen Zeit.

Trunken von Hitze liegt das Dorf,  
trunkene Fliege auf Moor und Torf.  
Onkels Fuhrweg auf Kohlengries  
hält von dem Bahnhofsparadies.

Lieber als Alpe und südliches Meer  
bist du mir, Bahnhof in Korn und Teer.  
Immer noch denkt, friedlich und bang,  
meine Seele die Schienen entlang.

Ach, vielleicht ist das Himmelszelt  
auch nur solch kleine Bahnhofswelt.  
Ich, mit Onkel und Gespann,  
komm' in Himmlisch-Olschöwen an.

Und der Vorsteher dort ist der Tod,  
und der Träumsteller ist Gott.  
Wenn aber hell das Läutewerk klingt,  
ist's, daß ein Mund vom Traume trinkt.

Jeden Nachmittag, stundenweit,  
rollt ein Zug durch die Ewigkeit.  
Bist zu Hause und doch nur Gast.  
Süße Unrast. Süßere Rast.

Hannelore Patzelt-Hennig

## Erinnerungen

Die Wiege, mit dem rotkarierten Kissen,  
sie stand in einem strohgedeckten Haus.  
Es ist so schön, um jeden Platz zu wissen,  
von dem einst ging mein kleines Leben aus.

Ich schlief dort ein, beim Klang der Wiegenlieder  
sah beim Erwachen Mutтчens Lächeln schon.  
Rief Vater „Puppchen!“ spürt‘ ich immer wieder,  
so zärtlich klang von ihm sonst nie ein Ton.

Und über all‘ dem lag ein stiller Frieden,  
– Es barg viel Glück, das kleine alte Haus! –  
Die Jahre, die mir darin einst beschieden,  
sie machen heute noch mein Leben aus.

---

## Masurischer Abend

So große Ruhe träumt an Horizonten,  
wo abendgrau die tiefen Wälder ziehn.  
Korallenschnüren gleich die spätbesonnten  
blaßroten Wolken drüben stumm verglühn.  
Der bunten Dörflein müde Dächer schmiegen  
sich tiefer in ihr Hügelbett zur Ruh. –  
Dort kommt aus Wipfeln groß der Mond gestiegen  
und steigt, als wandre er den Sternen zu.

Walter Scheffler

Tamara Ehlert

---

## Das Stück Bernstein

„Ich wollte einen Anhänger daraus machen lassen“, sagte er immer und drehte ein Stück Bernstein in den Händen. Es hörte ihm niemand zu. Er fuhr mit den Fingerkuppen vorsichtig über die geschliffenen Kanten. Es war kein besonders schönes oder großes Stück, aber wenn er es so hin- und herdrehte, hielt er damit alles in der

Hand – sein Dorf, sein Haus, das blaublühende Lupinenfeld, das Elsbethchen und das Blinkfeuer.

Das Elsbethchen hatte braunes Haar gehabt, und dazu trug es fast immer blaue Kleider. Es war seine Lieblingsfarbe, deshalb mußte er es auch so oft zu dem großen Lupinenfeld mitnehmen. Dann hüpfte es daran entlang auf seinen drallen Beinen, selbst ein handfester blauer Schmetterling.

Die Weitkunatsche kochte ihm das Essen, aber da sie auch sonst tagsüber viel zu tun hatte, ließ sie ihm das Kind ganz gern.

Die beiden verstanden sich sehr gut. Im Sommer waren sie viel am Strand, der Alte saß auf den Steinen und sah zu, wie die Kleine in der Brandung umhersprang und ihm tote Tiere und blankgewaschene, seltsam geformte Schwemmh Holzstücke brachte. Dabei fand sie auch das Bernsteinstück. Sie nahmen es mit nach Hause, und der Alte verwahrte es in der Schublade, aber die Kleine durfte damit spielen, sooft sie wollte. Später ließ er es schleifen, um ihr eine besondere Freude zu machen. Jetzt war es ganz glatt anzufassen und leuchtete sanft, und das Elsbethchen mochte sich erst recht nicht mehr davon trennen.

„Ein schöner Klunker“, sagte es, „so ein schöner Klunker, Opa.“ „Was meinst“, sagte der Alte, „wenn du größer bist, lassen wir ein Loch durchbohren, und du kriegst eine Halskette dazu – was meinst, Elsbethchen?“

Die Kleine drehte das Bernsteinstück hin und her und sah sich schon mit einem feinen dünnen Silberkettchen um den Hals, daran hing der Klunker und glänzte bräunlich und golden.

„Du machst die Marjell bloß eitel“, schimpfte die Weitkunatsche.

Oft gingen sie des Abends noch zum Strand hinunter, das Elsbethchen wollte immer das Blinkfeuer sehn. Sie standen beide auf den Steinen und sahen zu, wie es aufsprang, erlosch und wieder aufsprang, ein guter Geist für die Seeleute auf dem dunklen Wasser.

„Wenn ich groß bin, wird es dann noch da sein?“

„Ja, dann wird es auch noch da sein. Das wird immer da sein. Aber du mußt ins Bett, sonst darfst du morgen nicht mit dem Klunker spielen.“

Der Klunker hatte auch heilkräftige Wirkung. Wie hätte es denn sonst sein können, daß die Kleine, als sie mit Diphtherie lag, immer nach dem Bernsteinstück verlangte und daß sie dann gesund wurde, als der Alte es herüber brachte? Das Elsbethchen war bestimmt nur darum gesund geworden.

Aber wo waren sie jetzt, das Kind und die Weitkunatsche? Er wußte nichts mehr von ihnen, so wie er nichts mehr von seinem Haus wußte, dem Lupinenfeld und dem Blinkfeuer. Er hatte nur noch das Stück Bernstein, das hatte er mitgenommen. Damit saß er, Tag für Tag und drehte es in seinen alten Händen. „Eigentlich sollte ja ein Anhänger daraus werden“, sagte er, aber niemand beachtete ihn. Und dann fügte er, wie immer hinzu: „Aber das hat nu keinen Zweck mehr.“

## Heimkehr

Von Agnes Miegel

Wir wandten einmal noch den Blick  
Ganz oben an dem Meilensteine  
Und sahen auf das Dorf zurück,  
Das lag im letzten Abendscheine.

Ein dunkelrotes Wolkentor  
War überm Walde aufgesprungen,  
Und Kichhof, Feld und Heidemoor  
Lag schon in blauen Dämmerungen.

Den Weg hinab ein Bauer schritt  
Und huckepack auf seinem Rücken  
Sein kleines blondes Mädcl ritt, –  
Das schrie und lachte vor Entzücken.

Der Vater sang, – der Abendwind  
Trug beider Lachen uns zu Ohren –  
So schritt er heimwärts mit dem Kind  
Hin zu des Himmels Sonnentoren.

## Im Jahreskreis Feste und frohe Stunden

### Im Schnee

Das ist's, was ich am liebsten seh':  
Mein Heimatdorf im tiefen Schnee!

Lichtweiße Flocken auf Baum und Strauch!  
Über den Dächern bläulicher Rauch!

Und in den niedern Fensterreih'n  
Der letzte rote Abendschein!

Dann wandle ich über das weiße Feld  
Und glaube nicht an die Sünde der Welt.

### Hinter dem Schnee

Alles ist versunken,  
Wirklichkeit ist Traum,  
Wirklichkeit ist trunken  
von dem weißen Raum.  
Sieben kleine Häuser  
sind nur auf der Welt –  
nichts blieb als nur weißer  
Schnee, der niederfällt.

Hat das warme Leben  
sich zum Schlaf gelegt  
unterm dichten Weben,  
weil sich nichts mehr regt?  
Zarte Vogelfüße  
zeigen feine Spur –  
ach, des Daseins Süße  
ruht ein Weilchen nur!

Viele Spuren führen  
neuem Anfang zu!  
Gottes große Uhren  
haben niemals Ruh –

Margot Krumm  
\* 1912 in Königsberg

Hermann Sudermann

## Es war wundervoll!

Winterzeit – Schlittschuhzeit! Ein großes Fest.

Heute, da ich den Winter hasse und die kurzen Monate der Wärme und des Blühens als ein karges Gnadengeschenk auszukosten bestrebt bin, kann ich mir kaum noch vorstellen, mit welcher Inbrunst wir dem ersten Frost entgegenharrten. Freilich ist meine Heimat mit ihren Strömen und Überschwemmungen, mit ihren langen Kältezeiten und dem kurzlebigen Tauwetter dazwischen, das nur dazu dient, die Eisfläche vom Schnee zu befreien, für den Schlittschuh ein Betätigungsfeld wie kaum ein anderes in Deutschland.

Keine väterliche Strenge, keine mütterliche Sorge war unserer Leidenschaft gewachsen. Hätte man uns eingesperrt, wir wären zur Bodenluke hinausgeklettert. Hätte man uns die Schlittschuhe weggenommen, wir hätten uns welche aus Brettern und Messerklingen selber verfertigt. Und das haben wir gelegentlich mit Gottes Hilfe auch wirklich getan. Wenn die Kälte unter zwanzig Grad Celsius hinabsank und ohne erfrorene Finger und Nasenspitzen die Heimkehr unwahrscheinlich schien, dann mußten wir zu Hause bleiben, und das kostete Tränen genug. Aber sonst war uns volle Willkür gegönnt. Nur dem Einbrechen stand man von elterlicher Seite mit ausgesprochener Abneigung gegenüber, und kamen wir mit nassen Kleidern heim, so setzte es Haue.

Nach sehr harter Frostzeit, in der wir, bis zu den Augen verummelt, gerade nur in die Schule gehen durften, geschah es eines Tages, daß ein linderes Lüftchen wehte: Minus 16 Grad Celsius, beinah wie im Juli. Da gab es natürlich kein Halten.

Mit meinem Bruder Otto, der anderthalb Jahre jünger war als ich, trieb ich mich auf dem Szieszefluß umher, und das lindere Lüftchen fegte das Eis blank, als sei es dazu gemietet.

Von Gefahr oder Unsicherheit war naturgemäß nicht die Rede. Nun gibt es jedoch in jedem strömenden Gewässer faule Stellen, die niemals recht zufrieren wollen. Sie sind dem Ortskundigen meistens bekannt, und auch ich wußte mit ihnen Bescheid. Ein Gutes aber mußte der klotzige Frost doch gehabt haben; darum lief ich jeder Vorsicht bar glatt in eine Blänke hinein und kam erst wieder zu mir, als ich im Wasser paddelnd die Kante des festeren Eises umklammert hielt.

Ein wenig mehr Schwung, und ich wäre nie mehr zum Vorschein gekommen. Mein Bruder half mir vollends heraus... Was nun beginnen?... Mit nassen Kleidern nach Hause zu kommen, war unmöglich. Noch unlängst hatte es ein Donnerwetter gegeben, und die Wegnahme der Schlittschuhe stand vor der Tür.

In solchen Fällen gibt es nur ein Mittel: man zieht sich aus, hängt die Kleider an einen Baum und läßt sie trocknen. Und so geschah es. Mein Bruder half mir die Schlittschuhe abschnallen. Die Stiefel behielt ich der Sicherheit wegen an, aber

Mantel, Jacke und Hosen schaukelten sich alsbald programmäßig am nächsthängenden Aste.

Das Hemd hörte nach wenigen Augenblicken zu triefen auf. Das war schon ein schöner Erfolg – und das lindere Lüftchen wehte mir wollüstig um die klappernden Beine.

Ja, so stand ich nun da und schaute sehnsüchtig dem Prozeß des Trocknens zu. Der ging über Erwarten hurtig vonstatten.

Die Hosen fühlten sich nicht mehr im mindesten feucht an, doch wenn die Beinlinge einander berührten, dann gaben sie ein Geräusch von sich, als ob man Steine gegeneinander reibe. Das kam uns unheimlich vor.

„Ich werde sie doch lieber anziehen“, sagte ich zu meinem Bruder. Aber als ich den Wunsch in die Tat umsetzen wollte, ergab es sich zu unserem Schrecken, daß die



Tilsit, Luisenbrücke im Winter

beiden Seiten so fest zusammengefroren waren, als wären sie zu einem Stück verwachsen. Mit dem Schlittschuh wurden sie rasch auseinandergeschlagen, bis sie zwei Röhren bildeten, die ohne jeden Beistand auf dem Eise standen wie Männer. In diese Röhren kroch ich wieder hinein, desgleichen in die gewaltsam geweiteten Ärmel, und dann kam der Heimweg. Daß er im Laufschrift vonstatten ging, wird mir jeder glauben, auch ohne daß ich's beteuere.

Mama hatte eben die Lampe angesteckt und maß uns mit flüchtiger Teilnahme.

„War es auch nicht zu kalt?“ fragte sie.

„Ach, es war wundervoll!“ erwiderte ich und freute mich, daß sie nicht daran dachte, uns zu betasten.

„Wenn ich mich jetzt an den warmen Ofen setze“, so überlegte ich, „dann müssen die Kleider bis zum Abendbrot trocken sein.“

Also gut. Den lauen Kaffee verschmähte ich, um keine Zeit zu verlieren, und drückte mich dicht an die heißen Kacheln.

Um den Sofatisch herum entwickelte sich das abendliche Familienleben. Mama saß über ihr Nähzeug gebeugt, Großmama strickte, und die beiden Brüder – der jüngste war noch nicht so weit – machten tugendhaft ihre Schularbeit. Derweilen saß ich am Ofen und zitterte.

Da ereignete es sich, daß Mamas Händen irgendein Zeugstück entfiel. Sie bückte sich – bückte sich noch einmal – und ihr Blick wich nicht mehr vom Boden.

„Was ist das schon wieder?“ fragte sie, mit dem Finger auf eine Dielenritze weisend, in der ein dünnes Rinnsal dahergesickert kam. Der Finger erhob sich langsam und folgte der Richtung des Rinnsals bis zu dessen Quelle, die nirgendwo anders als am Ofen und gerade da sich befand, wo ich meine zwei Füße hingestellt hatte.

Sie stand auf, kam geradewegs auf mich zu, ihre prüfenden Hände glitten an meinem Körper entlang, und da war es mit dem Geheimtum zu Ende.

Aber diesmal gab es keine Haue, nicht einmal ein Scheltwort gab es. Ich wurde eilends ins Bett gestopft, bekam heißen Holundertee zu trinken, und am nächsten Morgen war nichts geschehen.

Eck hebb e kleen Peerdke,  
on eck hebb ook e Pitsch  
on e jrienlackjen Schläde, –  
jiffit dat e Jejlisch.

Erst' Schnee es gefalle,  
rasch Schemmelke her,  
nu foahre wi Schläde,  
de kriez on de quer.

De Mötz oppe Koop  
on de Feet manket Stroh,  
fief Klingre am Siele,  
dat bimmelt man so.

De Lien önnne Fuß  
on de Pitsch enne Händ,  
klingre lustig, doa koame  
de Kinner gerennt.

He Jungens, Marjelles,  
nu kiek eener an,  
min Schemmel jeit lustig  
en hußa on hopp.

Min Schemmel jeit flietig  
in hußa on hopp.  
Juch – Schneeboalkes fleeje  
mi öwer den Kopp.

Nu lustig, he Kinner,  
enne Schläde kruppt ren.  
To Gast kemmt de Winter,  
wi klingre em en.

Erminia von Olfers-Batocki

Peerdke: Pferdchen – Pitsch: Peitsche – jrienlackig: grünelackt – Schläde: Schlitten – Schemmel: Schimmel – Feet: Füße – Lien: Leine

## Klingerschlitten

War es nicht ein Festtag für jedes ostpreußische Kind, wenn endlich der große Schlitten aus dem Schauer gezogen wurde und Muttchen die dicken Pelzdecken aus der Mottenkiste hervorkramte? Wenn dann das helle Bimmelim der Glöckchen erklang, das bald Widerhall fand auf der Dorfstraße und weiter auf den tief verschneiten Chausseen und Waldwegen? Gab es etwas Schöneres für uns, als warm verpackt im großen Klingerschlitten zu sitzen und mit dem Vater durch den weißen Forst zu fahren?

Ein richtiger Märchenwald war er mit seinen tief verschneiten Tannen, deren Zweige sich unter der glitzernden Last senkten. Die Glöckchen läuteten so lustig, das Pferdchen schnaubte, und Vater knallte mit der Peitsche. Ab und zu hielt er an, um uns die Geheimnisse des Winterwaldes zu zeigen: Den bunten Eisvogel am offenen Sprind oder sogar ein paar Seidenschwänze. Spuren im Schnee: Da war ein Fuchs geschnürt, dort ein Reh gezogen und überall das Krakelmuster von Vogelfüßen. Ach, tausend Wunder schenkte uns jetzt der Wald.

Wohlig und warm saß man in den Pelzdecken und strich ab und zu mit den Fausthandschkes den Schnee von einem überhängenden Ast. Ei, wie das stäubte! Und wenn dann ein Klingerschlitten entgegenkam, gab es ein Lachen, Winken und Rufen. Auch die Fuhrleute auf dem Holzschlitten winkten zurück. Die Sonne lachte von einem seidenblauen Himmel und ließ den Schnee blitzen und gleißen, daß man die Augen schließen mußte. Und die ganze Welt war voller Fröhlichkeit.

Herrlich für ein Kind, wenn es zu einer richtigen Schlittenpartie mitdurfte. Dann fuhr man in der Reihe der schöngeputzten Schlitten, es bimmelte vorweg und hinternach und überall. Man war schon ganz gieprig auf die Raderkuchen und Purzel, die es nachher zu Kaffee und Schokolade geben würde, wenn im Forsthaus oder in „Waldesruh“ eingekehrt wurde. Und gespannt wie ein Flitzbogen wartete man, ob nicht doch ein Schlitten „mang de Humpels“ geriet und mit Juchhei und Gehuch seine Insassen umkippte. Das war dann ein Spaß, wenn die verlorenen Siebensachen aus dem Schnee geklaubt wurden. Da lag Muttchens Muff, da Opas Brille und dort Tantchens Pelzmütz' mit der geknickten Fasanenfeder. Beim Abklopfen ging es dann meistens nicht sehr sanft zu. Aber die Betroffenen waren ja gut gepolstert, von Natur aus und was darüber war. Was hatten sie nicht alles zu so einer Schlittenpartie angezogen! Da kam nichts durch.

Zu den klassischen Histörchen aus unserer Heimat gehört da jene Geschichte von der Frau Pfarrer, die mit dem Schlitten in die Stadt gefahren war und tüchtig eingekauft hatte. Auch zwölf dickbezuckerte Pfannkuchen. Und die dann mit dem Schlitten umkippte und sich im Dunkeln ihre Berliner aus dem Schnee zusammengrapschte, um dann zu Hause entsetzt festzustellen, daß es nicht zwölf sondern dreizehn waren. Der Überzählige war aber nicht vom Bäcker gebacken sondern stammte von dem temperamentvollen Pferdchen, das somit zum doppelten Übeltäter geworden war. Denn Frau Pfarrer mußte ja nun alle Pfannkuchen fortwerfen.

## Schmackoster, Schmackoster... Ostern in Ostpreußen

Das Osterfest wurde in Ostpreußen nach altem Brauch gefeiert, mit Gründonnerstagskringeln und Osterwasserholen und vor allem mit Schmackostern. Noch in unser Jahrhundert hinein gab es viele Bräuche, aus uralten Zeiten überliefert. Denn das Osterfest war das große Frühlingsfest, durchweht von der Freude, daß der Winter vorbei war – jedenfalls fast vorbei. Denn oft lag noch tiefer Schnee zu Ostern und zur Kirche wurde mit dem Schlitten gefahren.

Die Karwoche beginnt mit dem Palmsonntag. Am frühen Morgen strich früher die Mutter alle Familienangehörigen mit dem „Palm“ einer Weidenrute, und sagte dabei:

„De Palm schleit, die Palm schleit!  
Verspräk dat Osterei!“

Die Woche über werden die Vorbereitungen für das Osterfest getroffen, es liegt eine stille Feierlichkeit über den Tagen. Am Gründonnerstag gibt es die großen „Gründonnerstagskringel“. Einem alten Glauben nach sollen sie vor Fieber schützen. Und damit man vor weiterer Krankheit verschont bleibt, mußte es etwas „Grünes“ zum Mittagessen geben. Wenn es nicht die bei uns so beliebte Sauerampfersuppe mit Ei war, dann eine Kräutersoße – möglichst aus siebenerlei Kräutern – zu Fisch oder Ei. An diesem Tag wurden auch die Zimmerpflanzen umgetopft und Ableger eingepflanzt, manchmal auch schon Bäume gesetzt. Nur am Karfreitag nicht, da sollte sich, wenn möglich, keine Hand rühren. Es durften auch keine Glucken gesetzt werden – die Küken kamen dann mit gekreuzten Schnäbeln zur Welt. Zu Mittag wurde kein Fleisch gegessen, früher wurde sogar bis Sonnenuntergang gefastet. So konnte man dann den Osterfeiertagen mit den reich gedeckten Tischen entgegensehen, voller Freude auf die Genüsse.

Am Ostermorgen gab es dann den uralten Brauch des Osterwasserholens. Noch ehe die Sonne aufging und man „das Lamm in der Sonne hüpfen“ sah, zogen die Mädchen zum nächsten fließenden Gewässer. Kein Wort durfte gesprochen werden, sonst wurde das zunichte, was der Brauch versprach: Wer sich in dem klaren Wasser wusch, wurde schön – und der Zauber hielt das ganze Jahr. Auch Liebeskummer konnte mit ein paar Tropfen, die auf die Brust gesprengt wurden, gelöscht werden. Natürlich lauerten irgendwo am Gebüsch ein paar freche Lorbasse, die versuchten, die Mädchen zum Lachen. Sprechen oder Kreischen zu bringen. nur wer eisern schwieg, wurde belohnt. Die Mädchen brachten auch gefüllte Krüge für die Alten und Kranken mit. Wenn sie mit dem Osterwasser gewaschen wurden, konnten sie auf Kräftigung und Genesung hoffen.

Das Schönste am ostpreußischen Osterfest aber war das Schmackostern. In den meisten Gegenden unserer Heimat wurde am Morgen des zweiten Ostertages schmackostert, in jüngerer Zeit auch bereits am ersten Feiertag. Heimlich still und

leise schlichen sich die Frühaufsteher an die Betten der Langschläfer, hoben die Zudeck hoch und schlugen mit Birkenreisern auf die Erschrockenen ein. Dabei riefen sie:

„Schmackoster, schmackoster,  
fief Eier, Stöck Speck,  
on noch e Stöck Floade,  
ehr goah eck nich weg!”

Die Sprüche waren von Ort zu Ort unterschiedlich. Manchmal hieß es „Schmackoster, bunt Oster...” oder „Grien Oster...”. Oder: „Vom Kooke de Eck, denn goah eck jliek weg!”

Der uralte Brauch des Schlagens mit Birken- oder Weidenruten ist auch in anderen Gegenden Deutschlands und Skandinaviens zu Hause. Ein lebenserweckender, glückbringender Brauch.

Die Geschlagenen mußten sich mit Kuchen, Eiern und Speck freikaufen. In kleineren Dörfern zogen die Schmackosterer auch von Haus zu Haus – im alten Ostpreußen gab es ja keine verschlossenen Haustüren! Da kam dann für die meisten jungen Leute allerhand zusammen.

„Bunt Oster” – gefärbte Eier gehörten natürlich zum Osterfest. Die Farben entnahm man der Natur: Grün spendete die junge Roggensaat. Und da die Saat ja nicht mutwillig zerstört werden durfte, entschuldigte man sich bei der „Kornmutter”, die das Getreide hütete mit einem Spruch:

„Kornmutterke, dat ös keen Spoaß,  
wi helpe bloß dem Osterhas’.”

Weiter färbte man mit Zwiebelschalen, Kaffeegrund, Baumrinde, mit getrockneten Blaubeeren und Zichorienpapier. Viele Eier wurden zu kleinen Kunstwerken durch überlieferte Muster, sie wurden mit einer spitzen Nadel oder einem Hölzchen eingeritzt oder mit flüssigem Wachs aufgetragen. Die jungen Männer übergaben ihrer Auserwählten ein „Schenkei” mit weißen Blumen und Ranken und Sprüchen wie diesen:

„Aus Lieb’ und Treu  
schenk’ ich dies Ei.  
Wenn du dieses Ei zerbrichst  
ist die ganze Liebe nichts.”

Die Kleinen veranstalteten Wettspiele wie Eierkullern oder Eierpicken, doch diese Bräuche sind nicht allein auf Ostpreußen bezogen.

So war das Osterfest daheim. Einige Bräuche haben wir mitgenommen: „Schmackostert” wird noch in vielen Familien. Und auf das Eierfärben mit Naturfarben haben wir uns auch längst besonnen. Auch Gründonnerstagskringel werden gebacken. Und der Streusel- und Glumsfladen? Der schmeckt uns heute noch ebenso wie den kleinen Bowkes und Marjellchen in den Dörfern zwischen Weichsel und Memel.

## Frühlingswald

Schon blüht im Wald der Seidelbast,  
die Lerche singt im Feld –  
ich wandere fröhlich ohne Hast  
durch diese junge Welt.

Talwärts der Bach mit frischer Kraft  
fließt schäumend ohne Ruh –  
die Knospe schwillt, es steigt der Saft  
der Sonne drängend zu.

Wie zarte Schleier, licht und grün,  
schwebt’s über Busch und Baum –  
am Himmel schwerlos Wolken ziehn –  
die Welt, ein Frühlingstraum!

Eva M. Sirowatka

---

## Löwenzahn

Butterblumen, Butterblumen –  
eine ganze Wiese voll,  
doch ich bin mir noch nicht einig,  
wie ich sie besingen soll.

Diese Fülle reinsten Goldes  
auf der Wiese satten Grün  
fühl’ entzückt ich wie ein holdes  
Wunder mir im Herzen blühn.

Soll ich ein Sonett drauf schreiben,  
streng gegliedert und gefaßt,  
oder laß ich’s lieber bleiben,  
weil das gar nicht dazu paßt?

Löwenzahn, von Sonne trunken,  
strahlst du Sonne in den Raum,  
und du bist in mich gesunken  
wie ein stiller, schöner Traum.

Laß es drum ganz schlicht mich sagen,  
so wie Kinder: „Einfach toll!  
Butterblumen, Butterblumen –  
eine ganze Wiese voll!”

Heinrich Eichen

## Johanni

Es ist die Zeit der hellen Nächte, die Zeit um Johann.

Die Mitsommernacht steht über dem weiten Land. Feucht und gut riecht die Erde, sie hat sich sattgetrunken an dem Gewitterregen der letzten Nacht. Im Garten sind die ersten Rosen aufgebrochen. Sie leuchten durch die matte Dämmerung. Ihr Duft vermischt sich mit dem Geruch des Heus und des blühenden Holunders. Auf den Wiesen singen die Grillen. Und in den Weiden am Ufer des kleinen Flusses schlägt der Sprosser.

Marie, das Kleinmädchen auf dem Hof, holt das Band aus ihrer Kammer, geflochten aus ihrem weißblonden Haar, und läuft dann zum Feld, um den Johannistrauß zu suchen. Sie bückt sich zu den Kräutern und Blumen des Grabensaumes. Krauseminze steht da, Beifuß und Hirtentäschel, die Wegwarte blaut auch im Abendlicht wie ein Fetzen Mittagshimmel, betäubend duftet die Kamille. Am Johannistag gepflückt, bringt sie Segen. Wie Beifuß und Johanniskraut.

Die Marie möchte am liebsten singen, aber sie darf es ja nicht. Der Johannistrauß muß schweigend gepflückt werden. Kein Wort darf ein Mädchen sprechen, genau wie beim Osterwasserholen.

Nun hat sie acht Kräuter zusammen, das neunte fehlt. Am Wegrand kriecht Thymian in flachen violetten Kissen. Sie pflückt ein Stengelchen und bindet es ein.

Nun zur Linde. Die steht mitten im Roggenschlag, und nur, wer hier zu Hause ist, findet den Weg durch das Korn. Die Krone des alten Baumes singt leise im Abendwind. Ab und zu ruschelt es darin, ein später Vogel fliegt auf.

Die Marie stellt sich mit dem Rücken zum Stamm und wirft zaghaft den Strauß über die Schulter. Schnell wendet sie sich um: Ist er hängengeblieben?

Nein, er liegt auf dem Boden. Und die Marie muß noch dreimal werfen, ehe er hängenbleibt.

Vier Jahre muß sie also noch warten. Das ist eine lange Zeit, wenn man an den Kristof denkt, den Großknecht. Schließlich ist er ein gutes Stück älter als sie. Amend ist er nachher zu alt zum Heiraten?

„Ach was“, sagt sie und lacht, „wenn’s der nicht ist, dann eben ein anderer.“ Sie ist ja noch so jung, noch nicht einmal achtzehn.

Doch dann schrickt sie zusammen, denn da raschelt es im Korn. Jemand kommt gegangen. Die Halme teilen sich: Es ist der Kristof. Da stehen sie nun und sehen sich an. Und sind sehr verlegen. Schließlich setzt er sich unter die Linde und lehnt sich an den Stamm.

Die Marie weiß nicht, was sie tun soll. Sie möchte sich auch gerne dazusetzen, aber der Boden ist noch feucht vom Regen. Sie steht da und dreht die Schürze um die Hände.

Er steht mit einem Ruck auf. Die Marie fährt zusammen und tritt einen Schritt zurück.

Da lacht er: „Was bist so verschichert? Meinst, ich renn’ dich über.“

„Na, beinah’ hättst es getan“, sagt die Marie und lacht auch.

Sie steht nun dicht vor ihm, ihr ganz helles Haar reicht ihm gerade bis zur Brust. Ein rundes, braunes Gesicht hat sie, noch ein Kindergesicht, das man in die Hände nehmen möchte. Etwas Zärtlichkeit steigt in ihm auf.

„Mieke“, sagt er und legt seinen Arm um ihren dünnen Hals, „was meinst, wollen wir heut’ abend springen?“

Mein Gott, das sagt er doch bloß so!

„Ich mein’ es ernst, mit sowas spaßt man doch nicht.“

Er zieht sie an sich, und sie lehnt den Kopf an seine Brust. „Komm, Miekele,“ und er setzt sich auf sein großes rotes ausgebreitetes Sacktuch und zieht sie auf seine Knie. Wie eine Feder ist sie, so leicht. Aber stramme Waden hat sie, feste Waden.

Die Marie zerknüllt den Johannistrauß in ihrer Hand, als sie die Arme um seinen Nacken schlingt.

Es ist schon spät, als heller Schein vom Operchtisberg verkündet, daß dort das Feuer entzündet ist.

Ein Weilchen sitzen sie noch unter der Linde, über ihre Gesichter huscht der ferne Feuerschein.

„So,“ sagt er und schiebt sie von seinem Schoß, „nun gehen wir springen.“

Das Feuer ist schon niedergebrannt, als sie angelangt sind. Die ersten Paare springen über die Glut, aus der noch Flammen züngeln. Sie greifen nach den Rücken der Mädchen, die an der Hand der Männer über den Stoß springen.

Der Kristof packt die Marie, als wollte er ihre kleine Hand zerdrücken. „Los, du,“ sagt er. Und sie springen. Die Marie schwebt leicht wie ein Vogel über das Feuer. Sie hat keine Angst, der Kristof hält sie fest.

Die ganze Dorfjugend ist zusammengekommen. Und die Marie sieht, als sie wieder auf den Füßen steht, wie die Mädchen die Köpfe zusammenstecken. Sie weiß, was sie tuscheln: „Der Kristof und die Marie! Hättet ihr das gedacht? Das sind aber Heimliche!“

Und dann geht es den Operchtisberg hinunter zum Krug. Der Willem hat seine Harmonika mitgebracht, die ersten Takte klingen auf, die Paare finden sich. Auch die Marie und der Kristof tanzen. Er drückt sie fest an sich, damit alle es sehen sollen: Wir gehören zusammen.

„Was in der Johannisnacht zusammenkommt, das hält“, denkt die Marie. Und sie glaubt fest daran. Ganz fest.

Ruth Geede

(Aus: Wie Blätter im Wind, Roman)

## Erinnerung

Von Erminia von Olfers-Batocki

Nun blüht im Bruch der wilde Rosmarin,  
Das Wollgras weht in abertausend Flocken.  
Wildenten zu den schwarzen Gräben ziehn,  
Dort kling im Torf des Reiher's Liebeslocken.

Nun steht der Wald in seines Sommers Pracht,  
Die Fichten recken ihre hellen Spitzen,  
Die wilde Kalla tut sich auf zur Nacht,  
Da mischt der herbe Duft der Berberitzen –

Sich in der Waldspiräen Süßgeruch.  
Nun patscht und klatscht es durch den Nebelstreifen.  
Der Elch steigt langsam aus dem nassen Bruch,  
Um nach der Espen Unterholz zu greifen.

Das seh ich alles, wie ich's einstens sah,  
Die letzte Sonne und die ersten Sterne.  
Wo ich auch bin, bleib ich der Heimat nah, –  
Ich kann doch nicht vergessen, was geschah –  
Und grüße all die Schönheit aus der Ferne.

---

## Es war ein Land

Es war ein Land – im Abendbrand  
Garbe an Garbe im Felde stand.  
Hügel auf, Hügel ab, bis zum Hünengrab  
standen die Hocken, brotduftend und hoch,  
und drüber der Storch seine Kreise zog.  
So blau war die See, so weiß der Strand  
und mohnrot der Mond am Wegesrand  
in der warmen Nacht – der Erntenacht.

Agnes Miegel

## Wir feiern den Plon Das masurische Erntefest

Es ist ein weites, weites Stoppelfeld irgendwo in Masuren, hoch auf der sanften Hügelkuppe zwischen den Seen. Das Feld ist leer – nur ein paar Halme ragen noch wie vergessen am Rand. Eine Kornrade schimmert lila zwischen den letzten Ähren. Da weht der Wind ein paar Fetzen Musik auf das einsame Feld. Den sandigen Weg kommen sie herauf, Frauen und Männer, paarweise, mit langsamen, feierlichen Schritten. Die Frauen haben frischgestärkte Kopftücher umgebunden, in der rechten Hand halten sie das Gesangbuch wie beim Kirchgang. Die Männer tragen die Schirmmütze tief in die Stirn gedrückt, über der linken Schulter blitzt die Sense. Sie singen. Ein ernstes langgezogenes Lied mit vielen Versen. Der alte Pfarrer aus Kalinowen hat es geschrieben:

„Das Feld ist weiß, die Ähren nun sich neigen, um ihrem Schöpfer Ehre zu erzeigen...“

So gehen sie über das Stoppelfeld zu den vergessenen Ähren. Langsam heben die Männer die Sensen, die Halme fallen. Die Frauen rafften die Schwaden zusammen und binden sie, stellen die Garben zur letzten Hocke.

Nun nimmt der Bauer die Mütze ab, und alle folgen ihm. Schwer und feierlich zieht der Choral über das Stoppelfeld, zieht hinab zum See, zum Hof: „Nun danket alle Gott...“

Die jungen Mädchen halten die Erntekrone hoch, die zwei von ihnen getragen haben. Sie ist aus Stroh geflochten und mit leuchtenden Sommerblumen geschmückt. Bunt wie die großen Dahlien sind die Seidenschleifen, in denen leise der Wind ruschelt.

Die älteste der Frauen bindet die Halme der letzten Hocke in die Mitte der Krone ein. Es ist der „Bobas“, aus seinen Körnern wird die erste Handvoll Saat sein – für die nächste Ernte. Der Vorschnitter senkt seine Sense, und die Mädchen binden an ihr die Erntekrone fest.

Fröhlicher ist jetzt die Musik, als sich der Zug mit der bunten Erntekrone nun zum Hof bewegt. Vor der Türe steht eine ganze Mütze voll Kinder. Weiße Strümpfe haben sie an, die Anzüge der Jungen sind sauber gebürstet, die Kleidchen der Marjellchen steif gestärkt. In den hellen Augen steht die Erwartung: „Sie kommen, sie kommen!“

Heute ist Plon!

Der Vorschnitter tritt auf den Bauern zu, der neben seiner Frau und den Kindern Aufstellung genommen hat. Der schwarze Schnauzbart zittert, aber die Stimme ist ganz ruhig, als er bedächtig den Spruch sagt:

„Wir wünschen dem Herrn ein vieles Glück...“

Der Spruch ist lang, er hat viele Verse. Alle hören andächtig zu. Aber als der Gutsherr die Krone übernommen und seinen Dank gesagt hat, als der Vorschnitter den ersten Zug aus der Flasche nimmt, die ihm die Bäuerin gereicht hat – da ist es mit der Feierlichkeit vorbei. Aus irgendeiner Ecke schießt plötzlich ein Wasserstrahl hervor, trifft den Mann. Und blitzschnell ergreift er den nächsten schon bereitstehenden Wassereimer, der Schwall ergießt sich über die Mädchen, und das ist der Auftakt zur großen Wasserschlacht.

Niemand wird verschont. Auch nicht der Bauer und die Bäuerin. Das ist ein Lachen und ein Kreischen: Das Begießen ist beim Plon doch das Schönste. Ein paar Mädchen nehmen kreischend Reißaus, aber schnell haben die Burschen sie eingeholt. Bis der Bauer mahnt: „So, nun hört endlich mit dem Geschwauke auf!“

Schnell machen sich alle fein, ziehen die trockene Festtagskleidung, die schon bereitliegt, an, und dann geht es zur Scheune. Die ist nicht mehr wiederzuerkennen. Einen ganzen Wagen voll Laub haben die Männer aus dem Wald geholt und damit die Tenne geschmückt. Bunte Lampions baumeln zwischen den bänderumflochtenen Girlanden. Auf dem Lehm Boden stehen die gedeckten Tische. Es duftet nach Schweinebraten und Schmorkohl.

Die Frau braucht nicht lange zu nötigen: „So, Leute, nun langt man zu...“ Die schwere Arbeit der letzten Wochen, die Aufregung, die Wasserschlacht – das alles hat Hunger gemacht. Und dazu gibt es noch süßen Schnaps und Bier, daß die Krüge schäumen. Die Alten sind restlos zufrieden, aber die Jungen sind nicht mehr zu halten. Die Musik spielt schon die erste Polka. Und nun wird getanzt bis zum Morgengrauen. Getanzt, gesungen, gelacht und getrunken.

Denn Plon ist ja nur einmal im Jahr.



Ernte in Ostpreußen

Ruth Geede

## Erntewiegenlied

Still, mein Hannchen, mußst nicht gnarren,  
heut wird Kornchen eingefahren,  
spielt man noch ein Weilchen!  
Kusch dich hin und nimm den Daumen.  
Abends gibt's auch süße Pflaumen  
schön mit dicken Keilchen.

Hannchen, hörst die Wagen knarren?  
Vaterchen kommt schon gefahren,  
und nun muß ich staken.  
Opa harkt und fährt mit ein,  
Willem wartet in der Scheun',  
alle müssen racken.

Aber Hannchen, mußst nicht plinsen.  
Bald kommt Oma mit den Flinsen.  
Milch ist noch im Kannchen  
von der bunten Muschekuh...  
Sieh, nun fall'n die Guckchen zu.  
Schlaf man, schlaf, mein Hannchen!

Und auf Platt:

Stöll, min Hannke, mussd nich gnarre,  
hied ward Kornke engefoahre,  
schloap man noch e Wielke.  
Kusch dich hen on nömm dem Dume,  
on to Oawend göfft et Plume,  
seet möt dicke Kielke.

Hannke, heerscht dem Woage knarre?  
Voaderke kömmt all gefoahre,  
on nu mott eck stoake.  
Opa harkt, ok dat mott sien,  
Willem rackert enne Schien.  
Dat geiht enne Knoake.

Oawer Hannke, mossd nich plinse,  
bold kemmt Oma mötte Flinse,  
Melk ös noch em Kannke  
vonne bunte Muschekuh.  
Ei, nu fall'n de Guckkes to.  
Schloap man, schloap, min Hannke.

Und die Zwiebel braucht Sonne  
und der Kürbis braucht Licht,  
und der Himmel braucht Sterne,  
sonst sieht man ihn nicht.

Und die Wiese braucht Gräser,  
und der Stein braucht den Stein,  
und der Mensch braucht den Menschen,  
um glücklich zu sein.

Und der Kürbis und die Zwiebel  
und die Sonne und der Stern  
geh'n alle miteinander  
und haben sich gern.

Nur der Mensch läßt sein Liebchen  
wohl im Kummer allein,  
und die Zwiebel schafft Tränen –  
und das soll wohl so sein.

Johanna Wolff  
(aus – Spann deine Flügel weit – S. 76)

---

## Der Apfelbaum in meines Vaters Garten

Es wuchs ein Apfelbaum in meines Vaters Garten.  
Nie konnte ich als Kind die Zeit erwarten,  
da seine Früchte reiften gelb und süß.  
Der Garten war für mich das Paradies.

Die Zeit verging, verwehte wie ein Traum,  
doch nie vergaß ich diesen Apfelbaum  
in Vaters Garten und die Jugendzeit –  
Wie liegt dies alles heute fern und weit!

Der Straßen und der Wege wanderte ich viele –  
sie führten niemals mich zum wahren Ziele,  
oft schien es mir, als wandere ich nur stets im Kreise,  
bis endlich dann, nach einer langen Reise

ich stand in Vaters Garten vor dem alten Baum.  
Ganz leise strich ich über seine rauhe Rinde  
und wurde dabei wieder zu dem Kinde,  
dem Kind in Vaters Garten mit dem Apfelbaum.

Eva M. Sirowatka

## Herbsttag

Von Agnes Miegel

Die Welt liegt still und hold  
Im Herbstessonnenschein,  
Lieblich in Blau und Gold.  
Silbernes Spinnweb rollt  
Vom Distelhaupt am Rain.  
So still lag nie das Feld  
Zur Erntezeit.

So klar und bunt die Welt,  
Der Himmel nie so weit,  
So sanft erhellt,  
Als heut, wo erste Saat  
Aus dunkler Krume steigt,  
Wo über grasigen Pfad  
Sich rote Beere neigt,  
Wo still die müden  
Herzen der Birke wehn,  
Wo Wind und Grille schweigt,  
Wo Tod und Auferstehen  
Im milden Licht  
Wie Gottes Angesicht  
in meine Augen sehn!

---

## September

Dies sind die liebsten Tage mir im Jahr:  
Die ersten Asten blühen in den Beeten,  
Die Luft ist kirchenstill und klar  
Und ganz erfüllt vom Dufte der Reseden.

Kein Vogelschlag durchklingt den Sonnenschein,  
Doch unablässig zirpen die Zikaden, –  
Bei ihrem Singen geh ich einmal ein  
Nach langen Jahren zu des Himmels Gnaden.

Agnes Miegel  
\* 1879 in Königsberg

## Die Singekinder

Was wäre im alten Memelort Ruß ein Weihnachtsfest ohne die Singekinder gewesen?

Sie bildeten das Vorspiel zu der Feierstunde um den Lichterbaum. In dem weiten Saal mit der zarten goldgeränderten Blumentapete tat sich dann das Wunder des Heiligen Abends auf. Es kam mit seinem stillen Zauber und seinem strahlenden Glanz. Es kam im sinkenden Tag mit den klingenden Schlittenglocken, deren Geläut in der weiten Winterlandschaft um den Atmathstrom die einzige Stimme zu sein schien.

Wir warteten voller Ungeduld und lauschten, ob nicht auf der Hintertreppe schon die polternden Schritte zu hören waren, und wenn ihr Kommen sich allzusehr herauszögerte, fragten wir immer wieder: „Ist das Hoftor auch ganz bestimmt nicht verriegelt?“

„Nur Geduld“, hieß es, „sie werden schon kommen.“

Und da waren sie!

Ein fremder Glanz kam mit ihnen in die Küche. Wie konnte es auch anders sein, es waren ja die Heiligen drei Könige, die Weisen aus dem Morgenlande. In weißen, langen Hemden standen sie da, geschmückt mit goldenen und silbernen Kronen und vielem bunten Zierrat. Der Mittelste hielt eine Laterne in Form einer flachen Trommel, die mit leuchtendem Seidenpapier bespannt auf einem langen Besenstiel saß.

Mit einem fast furchtsamen Ernst blieben die Heiligen drei Könige an der Küchentür stehen. Auch ihnen war der Besuch in den fremden Häusern ganz gewiß eine Angelegenheit, die ebensoviel Herzklopfen wie Vergnügen schuf. Denn alles mußte richtig und gut ausfallen, einmal das Singen und einmal das Hersagen des Weihnachtsspruches.

Laut und einförmig erschallte das Eingangslied aus rauhen, ungeschulten Kinderstimmen:

„Wir kamen vor Herodes Haus,  
Herodes, der guckte zum Fenster heraus.  
Herodes, der dachte in seinem Sinn:  
da sind ja drei Weisen, wo wollen sie hin?  
Die Bogen, die schwingen,  
die jungen Knaben singen...“

Und weiter ging es dann nach dem Herodeslied:  
„Wir wünschen dem Herrn einen blanken Tisch,  
auf allen vier Ecken gebratene Fisch –

und in der Mitt‘ eine Kanne mit Wein,  
der Herr kann trinken und fröhlich sein.“

Jeder im Haus wurde mit einem Wunsch bedacht. Die Frau bekam eine goldene Kron‘ und übers Jahr einen jungen Sohn. Die Tochter, der Sohn, die Köchin, der Kutscher – sie alle wurden mit Wünschen bedacht. Die Köchin mit einem hölzern „Schläf“, damit sie Kumpst, Knochen und Fleisch rühren konnte. Sogar der Hütejunge bekam seinen Wunsch: „Einen Haselstock, damit er kann jagen die Schweine ins Hock.“

Und zum Schluß der mehr geschrien als gesprochen vorgetragenen Weihnachtsbitte bedachten die drei Heiligen Könige sich selbst:

„Ich hör die Frau – der Schlüssel klingt –  
Ich dacht‘, wenn sie mir Bratwurst bringt.

Wenn Se bringen, denn bringen Se, denn bringen Se bald,  
sonst frieren wir uns die Füße kalt.“

Aber es dauert doch noch ein Weilchen, denn es wurden noch die vertrauten Weihnachtslieder gesungen. Dann standen die Heiligen drei Könige ernst und abwartend da. Wir Kinder verteilten Nüsse und Spielsachen und Kleidungsstücke. Leider waren es immer nur Jungen, die da verkleidet vor uns standen, und wir drei Schwestern hatten nur Mädchenkleider zu vergeben. Deshalb erkundigten sich Vater und Mutter recht eingehend nach den übrigen Geschwistern.

Und damit war der Augenblick gekommen, wo die Heiligen drei Könige entthront wurden.

Am gründlichsten besorgte das unser Küchenmädchen. Die Anna lehnte in ihrem pflaumenroten hausgewebten Wollkleid am Küchentisch, schön geputzt mit einer Feiertagsschürze.

Kurz fiel die Frage:

„Wems bist?“

„Klatschussen.“

„Wie heißt?“

„Kardel!“

„Wo wohnst?“

„Auffe Sklad!“

„Und wems bist du?“

„Deiweleits.“

„Und wie heißt?“

„Jehann.“

„Und wo wohnst?“

„Am Isigkeitschen Weg.“

„Na, und wems bist du?“

„Schlobriesen.“

„Ach – von unsre Schlobriesen hier?“

„Ja! Ausses Schindelhaus.“

„Nu sieh bloß einer an: Schlobriesens Jung! Rein nich kenntlich!“

Und die Dorfjugend stieg von ihrem Thron herab, und der Glanz wurde immer irdischer. Die mitgebrachten Säcke taten sich auf, und wir legten unsere Gaben dazu.

Zum Dank dann noch ein Lied, dann stand die braune Küchentür dunkel und leer da, gerade so, als wäre ein buntes Bild aus dem Rahmen gefallen und nur die kahle Rückwand geblieben.

Es war doch ein großer Glanz um die kleinen Dorfkönige!

Charlotte Keyser



Karl Kunze, Wintervergnügen (Kulturzentrum Ostpreußen, Ellingen)

## Gangellied to Wiehnachte

Von Erminia von Olfers-Batocki

Schloap in, min Kind, de Stoow is warm.  
Doa bute danzt de Flockeschwarm.  
Lut suse de Flocke!  
So rasch jait de Wocke!  
Du schläppst – eck spenn –  
de Oawend jait hen.

Schloap in, min Kind, eck wach bi di.  
De Wiehnachtsschemmel joagt warbi.  
Lot larme de Schemmel!  
Gotts Licht stait am Hemmel!  
Du schläppst – eck spenn –  
de Oawend jait hen.

Schloap in, min Kind, bunt is din Droom.  
Rod Äppel waßt am Wiehnachtsboom.  
Singt bute de Wind,  
eck sing far min Kind.  
Du schläppst – eck spenn –  
de Oawend jait hen.

Schloap in, min Kind. 't is hillje Nacht.  
Gotts Engelke di stell bewacht.  
Dat glucht met sin Lichtke  
di jrad's im Jesichtke.  
Du schläppst – eck spenn –  
de Wiehnacht jait hen.

# Quiddern und Grienen

## Lachende Heimat

### Ostpreußisches Lexikon

Was sind Posauken und Pasoren,  
was heißt denn Krät und was Plawucht?  
Wo schöppt sich einer voll die Schlorren,  
wo spielen Glossen auffer Lucht?  
Was is es spillriger Spacheister?  
Wer nennt den Limmel einen Lauks?  
Wo geht man auffem Plutz koppheister?  
Wo ärgert man sich voll de Plautz?  
Wo is e Mark denn gleich zehn Dittchen,  
wo is Leschke oder Krepsch?  
Wo kommt der Pracher meist ins Kittchen,  
wenn er beim Porren wird zu prebsch?  
Wo gibt es Heemskes, Kujjels, Borche?  
Wo wird de Piesekatz puscheit?  
Wo drickt de Pogg sich vor dem Storche?  
In was wird sich e Loch gefreit?  
Wo sind de Lutschpungels erfunden?  
Wo sagt man Fräss aufes Gesicht?  
Wo wird das Hälske umgebunden?  
Wo kickt das Kind ins Kuckelicht?  
Ei, heeren Se, was is e Pläster?  
Was is e drugglige Marjöll?  
Wer trägt Pareeskes mit nem Reester?  
Was is e gnußlicher Gesell?  
Was is e ole Posejungfer?  
Was is e Dickbrech vonnem Land?  
On städtischer Kläter is noch tumper,  
und Klunk is eine dicke Tant.  
Wo tut e kleiner Gnaschel plinsen?  
Wo streut sich einer Muschkeboad  
auf Glums und auf Kartoffelflinsen,  
und hat sich damit heizidroaht?  
Wo fleit sich so e gnietscher Gniefke,

wo höchstens premt und nie nich raucht,  
de molsche Tuntel voll mit Schniefke,  
damit er keine Zigarr braucht?

Wer das nicht weiß, den mußt nicht fragen:  
„Mönsch, wo kemst her?“ und „Ei, wem’s bist?“  
Nur unsre Zungen können sagen,  
was andern unaussprechlich ist.

Ursprünglich hat dieses Poem ein Ostpreuße geschrieben, der sich fürchterlich darüber aufregte, als er in einer norddeutschen Lokalzeitung las, daß der Ausdruck „Lorbaß“ aus Dithmarschen stammen sollte. Er setzte sich hin und schrieb ein geharnischtes Gedicht:

„Da kommt so’n Priesjan angezaget  
und sagt ganz dreibastig und karsch,  
weil ihm der Grips is zugenagelt:  
Der Lorbaß stammt aus Ditkemarsch...“

Er rückte das wieder zurecht und setzte noch einiges drauf. Wir bringen hier einige Auszüge und haben einen anderen Schluß gesetzt, so daß sich das „Ostpreußische Lexikon“ gut vortragen läßt.

## Onkel August

Die Verhältnisse von Onkel August waren folgende: Bruttogewicht 140 kg, Höhe 1,86 m, Brustumfang 140 cm, Bauch 201 cm, Alter 65 Jahre. Trotzdem war er einmal, ein einziges Mal in seinem Leben krank geworden und mußte zum Arzt, seinem Freund Dr. Neubauer, Arzt, Tierarzt und Geburtshelfer in Pobethen. Der untersuchte ihn und stellte einen schweren Anfall von Diphtherie oder so was ähnliches fest, schickte ihn auch sofort und umgehend nach Königsberg zur Impfung.

Onkel August ging betrübt nach Hause, spannte an und machte sich im Schlitten auf den Weg. Nach 10 km gelangte er vor das Gehöft seines Freundes, Regimentskameraden und Schwagers im fünften Grade, Lemke. Der steht vor der Haustür und eilt, Onkel August das Tor aufzumachen. Aber dieser schüttelt nur traurig und tief sinnig den Kopf.

„Na, aber wenigstens einen trinken kannst du doch kommen?“

Onkel August schüttelte wieder den Kopf und erzählte, daß er nach Königsberg will und da wahrscheinlich sterben muß.

„Na, dann erst recht“, meinte Lemke, „und ich habe eine neue Kruke Rum stehen, die müssen wir probieren.“ Das leuchtende Onkel August ein, sie probierten die Kruke und fanden, daß sie bis auf den Boden durchaus guten Rum enthalten hatte.

Nach zwei Tagen, so gegen Abend, kommt Dr. Neubauer zu Onkel Augusts Frau und fragt, ob ihr Mann schon aus Königsberg geschrieben hätte. Der ist doch hier, hörte er da, und schläft noch immer.

„Nanu, ist er schon wieder zurück?“

Er war ja gar nicht gefahren, gestern Vormittag steht der Rapp mit dem Schlitten allein vor der Tür, und Onkel August fand man im Hohlweg ganz tief im Schnee und eingeschneit. Man hätte ihn gar nicht gefunden, wenn er nicht geschnarcht hätte.

Dr. Neubauer eilt mit heftigen Schritten ins Schlafzimmer und sieht dort im hohen Himmelbett seinen teuren Freund mit rosigen Wangen in tiefem, tiefem Schnarchen. Er untersucht Temperatur und alles, Onkel August erwacht, springt aus dem Bett und sagt schnaubend und pustend: „Donnerwetter, ich sollte ja wohl...“

„Na bleib man hier“, sagte der Doktor, „ich sehe, du bist unsterblich.“

Später aber ist er doch gestorben, wie es hieß, ganz zufällig, so daß er heute noch nicht weiß, daß er tot ist.

Das eine aber ist gewiß, daß Ostpreußen, das Land der Nehrungen und Seen und ihrer Ebenbilder im Menschentum, des Immanuel Kant und des E. T. A. Hoffmann, unsterblich ist.

## Ein Kind

Eines Nachmittags ging ich, wie  
Gewohnt ich's bin, ums Glacis.  
Von ferne drohte etwas Regen;  
Zwei Kinder kamen mir entgegen.

„Lauft nur, so schnell ihr könnt, nach Haus,  
Sonst wäscht Euch noch der Regen aus!“

Das eine war ein Mägdelein,  
Das andre Kind – was konnt' es sein?  
Ein Mützchen trug's und kurzes Haar,  
Doch Mädchenkleider – sonderbar!  
Ich fragt das größere: „Wie ich meine,  
Ist das dein Schwesterchen – die Kleine!“

„E nei!“ entgegnet das geschwind:  
„Es ist kein Mädchen, es is e Kind!“

„Ein Junge?“ sprach ich, „das ist schön,  
Bald wird er auch zur Schule gehn.“

„Nei!“, rief das Kind mit voller Lunge:  
„Es is e Kind, es is kein Junge!“

„Mal ist's kein Kind, mal keine Marjell –  
Was ist es denn, so sag' mir's schnell!“

„Wenn seine Bicksen<sup>1</sup> fertig sind,  
Denn ist's e Jung, jetzt ist's e Kind!“

<sup>1</sup> Bicksen = Hosen

# Ernstche und der Hecht

Von Ruth Geede

An jenem schicksalsschweren Septembersonntag, als er den Riesenhecht fing, hatte Ernstche erheblichen Liebeskummer. Er hatte sich mit Baltricks Liese gestritten, wegen irgend so einer Damlichkeit. Als er zum See hinabging, wußte er schon gar nicht mehr, was gewesen war. Aber die Liese muckschte und wollte nicht mit ihm in die Kusseln gehn, und da maulte auch Ernstche und ging angeln.

Es war ein warmer, ganz stiller Sonntag, und die Hechte schlugen im See. Der Ernstche fing erst mit der Senke ein paar Flitzer und steckte einen von ihnen auf den Haken. Der Wurf war gut, die Pose schwebte still und sonntagsfriedlich auf dem Wasser der kleinen, ruhigen Bucht, die Hechte schlugen weit draußen, und man sah an den blitzenden, flinken Leiberchen der Weißfische, wie sie da raubten.

Ernstche hatte das Ende seiner Angel unter einen Stein geschoben und sich der Länge nach in das Gras gelegt. Die Mütze auf dem Gesicht, döste er still vor sich hin. Er dachte zuerst an die Liese, die dammlige Marjell, die immer so tat, als könne sie zehn kriegen, und dabei war sie doch nur Kindermädchen bei Lehrers. Und er, der Ernstche, war schließlich Großsohn zu Haus, und wenn es auch bloß die kleinste Wirtschaft in Marauschken war, so war es doch eine Wirtschaft, und die Liese konnte heilsfroh sein, wenn sie ihn kriegte.

Als Ernstche so weit gedacht hatte, überkam ihn ob soviel Sinnierens die Müdigkeit, denn unter der Mütze war es warm und wohlrig.

Er erwachte davon, daß ihm etwas um die Ohren flog. Erschrocken fuhr er auf, aber es dauerte noch eine Weile, bis es ihm klar geworden war, daß der Stein fehlte und der Angelstock draußen im See schwamm. Das heißt, der Stock hatte sich an einem Baumstamm verheddert, der im Wasser lag. Die Pose war nicht mehr zu sehen. Die Schnur führte, soweit man sie sehen konnte, steil in den Grund hinab.

„Dat Beest hädd sich verhoakt!“ schimpfte Ernstche. Er krepelte sich die Hosenbeine hoch und watete in das braune Wasser hinein. Der Boden war glitschig, und Ernstche mußte aufpassen, daß er nicht ausrutschte. Aber dann hatte er doch den Angelstock gepackt und wollte ihn aufnehmen.

Im selben Augenblick aber lag Ernstche auch schon bäuchlings im Wasser. Nur seinen Bärenkräften war es wohl zu verdanken, daß er die Angel immer noch in der Hand hielt, die Angel, an deren anderem Ende eine unsichtbare Kraft zog und zerrte. Sich aufzurappeln ohne auszuglitschen war eine Kunst. Aber Ernstche gelang es, ohne die Angel loszulassen. Wäre der Baumstamm nicht gewesen, gegen den er sich stemmte, hätte die unsichtbare Gewalt dort den Ernstche mit Wucht in die Tiefe gezogen.

An den Baumstamm gelehnt, packte er nun die Angel mit beiden Fäusten. Der feste Stock bog sich wie ein Weidenrütchen.

Und dann stockte dem Ernstche jäh der Atem: aus dem Wasser fuhr ein spitzer Kopf hoch, ein riesiger Körper schnellte nach – und verschwand so schnell, wie er gekommen war. Und wäre nicht der erneute Ruck an der Angel gewesen – der Ernstche trotz des Haltes, den der Baumstamm ihm gewährte, beinahe mitgerissen hätte – dann hätte man das alles getrost für einen Mittagsspek halten können.

Ernstche aber glaubte nicht an Spuk. Er glaubte daran, daß dort an seiner selbstgebauten Angel ein Hecht hing, wie er seit Menschengedenken hier nicht gefangen worden war, ein Biest wie ein Krokodil. Und er dachte nichts anderes als daran, ob der Haken, die Schnur, der Stock, ob das alles auch halten würde!

Als der Ernstche nach stundenlangem Kampf den Hecht auf dem Trocknen hatte, da setzte er sich erst einmal hin und wischte sich die triefende Stirn. Er stierte auf den Fisch, der vor ihm im Gras lag, müde gekämpft, zerschunden, mit wild atmenden, riesigen Kiemen, die noch das zähe Leben verrieten, das in dem mächtigen Burschen steckte.

Ernstches Einzug in das sonntägliche Dorf glich dem eines römischen Triumphators. Mit Windeseile hatte sich die Nachricht verbreitet, daß der Ernst Willigkeit einen Mordshecht gefangen hatte, und sie kamen, um den Riesenfisch zu bestaunen.

Er lag mitten auf dem Willigkeitschen Hof, auf den jäh ein Glanz des Schicksals fiel, er lag da wie ein Ungeheuer aus Urzeittagen, ein vorsintflutlicher Drache, dem man die Füße abgeschlagen hatte.

Die alte Willigkeitsche weinte vor Freude, und der Vater ging reihum und gab jedem von dem Schnaps zu trinken, den er heimlich aus dem Schaff geholt hatte und von dem die Willigkeitsche nichts wußte. Aber es fiel ihr gar nicht auf bei ihrer Seligkeit. Und als dann noch der Herr Lehrer kam und den Ernstche fotografierte, am ausgestreckten Arm das fast dreißig Pfund schwere Ungetüm haltend, da war es mit der Fassung der Willigkeitschen ganz geschehen. Sei weinte lauthals und gab jedem zu verstehen, daß ihr Ernstche nun in die Zeitung käme. Denn der Herr Lehrer berichtete noch nebenbei für das Kreisblatt, wie man ja wußte.

Der Ernstche mußte mit jedem anstoßen, und er tat es auch, und einmal war es ihm so, als ob er in der Mauer von staunenden Nachbarn auch die Liese sah. Aber das war ihm jetzt ganz gleich. er war der Held des Tages, ach was, des Sommers, ja dieses ganzen Jahres! Und also pörschte sich der Ernstche gewaltig und nach jedem Schnaps noch mehr. Schließlich drang dann doch die Frage in sein Bewußtsein, was mit dem Hecht zu geschehen habe. „Der schmeckt nich, der is zäh wie Leder!“ sagte einer. Davon abgesehen war es auch eine Sünd\*, sowas in den eigenen Kochtopf zu stecken. Der alte Willigkeit hatte da einen ganz schlauen Gedanken: Man müßt\* ihn in die Kreisstadt bringen zu Supplie's Hotel. Da verkehrten doch nur die feinen Herrschaften, und das wär\* doch mal ganz was Gutes, und der Herr Supplie würd\* schon für solch einen Staatshecht ein schönes Sümmchen berappen...

Ja, der Willigkeit hatte doch einen anschläg'schen Kopf, man vermerkte es mit Staunen und Bewunderung. Also beschloß man, anzuspannen, um ja nicht Zeit zu verlieren. Ernstche und sein Vater setzten sich auf den Bock des klapprigen Wagens, auf die hinteren Bretter kam der Hecht. Und ab ging es, begleitet vom Triumpfesgeschrei der vorerst noch mitlaufenden Menge, die langsam zurückblieb.

Und dann wurde es still, immer stiller auch auf dem Bock. Zuerst sank dem Ernstche der müde, verwirrte Kopf auf die Brust und dann auch dem Vater. Die Grillchen geigten am Feldweg das Schlaflied für die müden Helden. Die Lotte, die alte Kragg, dachte gar nicht daran zu laufen, wenn der Herr schlief; sie drömelte im Schatten der Quitschenbäume vor sich hin, während auf den Wagen die Sonne prallte.

Es war ein sehr heißer Spätsommertag. Die Fliegen surrten und summten und setzten sich auf den Hecht, der langsam, aber merklich von seiner festen Frische verlor und still vor sich hinstinken begann.

Bis dann die Lotte, jäh von einem Bremsenstich aufgescheucht, sich wieder in Bewegung setzte, war etliche Zeit verstrichen. Und bis die verschwiemelten Männer auf dem Bock begriffen, was geschehen war, stand die Lotte wieder vor dem Tor der Willigkeitschen Wirtschaft. Die Mutter stürzte eilfertig heraus und rief: „Ei, was hat er gebracht?“

„Wer?“ fragt der Vater, noch immer halb im Durmel.

„Was fragst? Der Hecht natürlich!“

Mit einem Ruck wandten sich die Köpfe der beiden Willigkeits um. Aber die Bretter hinten waren – leer. Nur eine glimsrige Spur verriet, daß die Lotte den Hecht bei der Rumkarjolerei verloren hatte!

Was sie dann später fanden, in einer Sandkaule am Feldweg, stinkend, fliegenbesät und schon angefressen, war nur noch wert, vergraben zu werden.

Und so bekam der Staatshecht ein wenig feierliches Begräbnis in der Sandkaule. Schließlich rettete der Herr Lehrer noch im letzten Augenblick den Kopf des Fisches, den er präparieren ließ und an die Wand der Schulstube nagelte. Dort hing er dann noch lange Jahre, unheimlich anzusehen mit dem geöffneten Maul, in dem gefährlich die Zähne blitzten, und den Glotzaugen.

Das war das einzige, was dem Ernstche an Ruhm blieb. Denn mit dem Bild in der Kreiszeitung wurde es auch nichts. Es war total verwackelt, drei Ernstches trugen drei Hechte. Aber die Liese schlich sich oft in die Schulstube und bestaunte den Hechtkopf und dachte, was der Ernstche doch für ein Kerl wäre. Sie ging nun gern mit ihm in die Kusseln – und im Frühjahr wurde geheiratet.

## Ostpreußische Speisekarte

Wer bei uns sich einquartiert,  
so auf drei, vier Wochen,  
dem wird bald die West' zu eng,  
weil wir richtig kochen.  
Fett und kräftig abgemacht  
ist bei uns das Essen.  
Wer es einmal hat probiert,  
kann es nicht vergessen.  
Beetenbartsch und Sauren Kumst,  
rescher Schweinebraten,  
Karmenad und Reicherwurst,  
Silz und Streiselfladen.  
Wickelfieß und Rinderfleck  
müssen Sie versuchen,  
Bruken, Keilchen, Pflaumenkreid',  
Klops und Raderkuchen.  
Plieskes, Flinsen und Kissehl  
schmecken auch nich übel,  
Kropfen, Stint und Schmand mit Glums'  
und gebratne Zwiebel.  
Kleckermus und Kümmelkäs'  
müssen Sie probieren.  
Schabbelbohen, Schuppenis  
und gedämpfte Nieren.  
Sauerampfersupp' mit Ei,  
dicke Milch und sieße,  
Spirgel, Brennsupp' und Haschee,  
Schlunz und Kuchelfieße.

Trinkst du dann e Tulpche Bier,  
Bärenfang und Klaren,  
wirst du die Erinnerung  
daran lang bewahren.

## Der Sonderzug

Dies ist eine wahre Begebenheit, die – so unglaublich sie auch klingen mag – mir vor vielen Jahren der Stationsvorsteher des kleinen ostpreußischen Dörfchens, in dem sie spielt, schmunzelnd erzählt hat.

Der Mann mit der roten Mütze hob den Stab mit der Scheibe. Es zischte, puffte, fauchte und gab einen Ruck: der Personenzug fuhr an. Langsam glitt die Wagenreihe vorüber und ratterte dann schneller über die Gleise. Der Hang mit blühenden Glockenblumen, Lupinen und Königskerzen war wieder frei. Der Zug schrumpfte in der Ferne zusammen.

Nun war der Bahnsteig menschenleer. In fünfzehn Minuten folgte der Leerzug, der am Abend Schüler und Arbeiter aus der Kreisstadt nach Hause bringen würde. Inzwischen war hier ein paar Stunden lang vollständige Ruhe. Da konnte der Mann mit der roten Mütze getrost in seinen Garten gehen.

Als er durch die offenstehende Tür das Stationsgebäude betrat, hätte ihn beinahe ein altes Mütterchen umgerannt, das einen großen Spankorb am Arm trug und in der Hand einen mächtigen Regenschirm hielt. Das weißbunte Kopftuch war verrutscht und das braune Runzelgesicht starrte den Stationsvorsteher an.

„Ach Chott, ach Chottche“, jammerte das Weiblein, „ich muß inne Stadt. Is der Zuch amend schon wech?“

„Jawohl, Muttchen“, antwortete der Beamte freundlich, „bis zum Abend müssen Sie nun schon warten. Haben Sie einen weiten Weg gehabt?“

„Fast zwei Stunden, liebes Herrchen, und ich bin so gepeest. Fast zwei Stunden, und dazu bei solcher Hitz! Fährt nicht noch ein andrer Zuch, amend ein Güterzuch?“

„Tut mir leid, Muttchen, wir liegen an einer Nebenstrecke.“

„Was mach' ich denn bloßig?“ greinte das Altchen, „die Berta, wo meine Tochter is, kricht e Kindche, un da muß ich doch hin. Gleich wie das Telegramm kam, bin ich losgerannt. ‚Komm sofort, Gottlieb!‘ hat drin jstanden. Se missen wissen, Gottlieb is der Mann von de Berta.“ „Na, es wird schon nicht so schlimm werden, Muttchen“, tröstete der Stationsvorsteher, „setzen Sie sich man in den Warteraum, da ist es kühl. Ich bring' Ihnen auch was zu trinken.“ Er schob sie zurück in den schattigen Flur.

„Bitte, bitte, Herr Vorsteherchen, vielleicht fährt aber doch irgendein Zuch, von dem Sie womöglich nuscht wissen!“ Das Frauchen sah vertrauensvoll zu dem Mann empor. „Sie können mir bestimmt helfen. Sehn Sie, es is doch der Berta ihr erstes.“

Der Mann mußte lächeln. Er hob den Kopf und lauschte. In der Ferne rangierte der Leerzug. Behutsam drängte er das Mütterchen in den Warteraum.

„So, jetzt setzten Sie sich erst mal hin. Ich will versuchen, ob sich für Sie etwas machen läßt.“

Rasch trat er auf den Bahnsteig hinaus. Soeben lief der Leerzug ein, der Schaffner kletterte aus dem Dienstabteil. Der Mann mit der roten Mütze ging auf ihn zu: „Mertens, ich muß was mit Ihnen besprechen.“

Der hörte verwundert zu. „Machen wir“, rief er lachend, „machen wir. Besorgen Sie man die Fahrkart', damit alles seine Richtigkeit hat. Ich werd' die Sach' inzwischen mit Meyern bereden.“ Er ging den Zug entlang zum Lokführer hin.

Der Stationsvorsteher ging in das Gebäude zurück, löste eine Fahrkarte und brachte sie der Alten, die ihn vertrauensvoll entgegensah. „So“, sagte er freundlich, „das wär geschafft. Ich hab' mit der Eisenbahndirektion gesprochen, und der Herr Präsident hat erlaubt, daß für Sie ganz allein ein Sonderzug fährt.“

„Ganz allein fer mich?“ Das Weiblein riß die Augen groß auf. Das verschwitzte Gesicht strahlte vor Freude. Noch immer saß das bunte Kopftuch schief auf den grauen Haaren. Dann seufzte das Altchen: „Nei, nei, bestes Herrchen, das kann nich sein, ein ganzer Zuch. Wo ich man bloßig einen Wagen brauch, man bloß eine Bank, ach wo – man doch nur einen Sitz!“

Der Mann lachte: „Na, Muttchen, mit einem Sitz können wir nicht fahren, auch nicht mit einer Bank. Nicht mal mit einem einzigen Wagen. Sonst saust die Lokomotive davon wie der Deubel mit Schlorren auf Glatteis. Darum muß schon ein ganzer Zug dranhängen.“

„Und wieviel kostet das denn?“ Fragte das Muttchen ängstlich.

„Nicht mehr, als Sie sonst bezahlen müßten. Hier ist die Fahrkarte! Beeilen Sie sich man, der Zug ist schon vorgefahren.“ Umständlich kramte die Alte im Korb, zog einen abgegriffenen Geldbeutel hervor, suchte das Geld heraus und zählte es dem Beamten in die Hand.

Als sie auf den sonnenhellen Bahnsteig trat, blieb sie stehen und sah ehrfürchtig die Reihe der Wagen entlang. „Schön langer Zuch, ganz allein fer mich altem Weib!“ murmelte sie.

„Bitte einsteigen!“ rief der Schaffner mit betont lauter Stimme. Er hatte die Tür des einzigen Wagens Erster Klasse geöffnet, der immer für den Fall mitfuhr, daß der Herr Landrat oder der Herr Pfarrer den Zug benutzen wollten.

Die Alte prallte zurück. „Hier is falsch, lauter Sofas!“

„Nein, aber nein, das ist extra für Sie. Früher waren diese Wagen ja nur für den Kaiser, die Kaiserin und die Prinzen. Aber die gibt es schon lange nicht mehr. Setzen Sie sich man getrost hin, Muttchen.“

Sorgsam stellte sie den Korb auf den Boden, lehnte den Schirm gegen die Polsterbank und setzte sich vorsichtig auf den Rand. „Zurückbleiben! Türen schließen!“ rief der Schaffner noch lauter als sonst und trillerte kräftig mit der Pfeife.

Der Bahnhofsvorsteher trat zurück und hob den Stab. Im Ausguck der Lokomotive verschwanden die lachenden Gesichter des Lokführers und des Heizers. Langsam glitt der Zug vorbei und ratterte dann rascher und rascher über die Schienen.

Der Stationsvorsteher ging in sein Dienstzimmer, setzte sich an den Tisch und machte die üblichen Eintragungen. Plötzlich griff er zum Telefon und stellte die Verbindung zur Kreisstadt her. Er rief seinen Kollegen an und berichtete ihm von der alten Frau, damit der nicht befremdet war über den unvermuteten Fahrgast. Und der Kollege war ebenfalls ein Mensch, der ein Herz hatte. Er lachte und sagte, er würde seine Rolle schon ordentlich spielen. Befriedigt stand der Stationsvorsteher auf und ging hinüber zu seinem Garten.

Zehn Tage später, als am Abend der Zug seine Insassen absetzte, blieb ein altes Mütterchen übrig. Eifrig lief sie auf den Mann mit der roten Mütze zu, den großen Spankorb am Arm, in der Hand den Regenschirm, mit dem sie schon von weitem winkte.

„Allerbestes Herrchen“, rief die Frau und knixte, „ich wollt‘ mich man bloß bedanken fer die feine Fahrt in dem schönen Extrazuch. Auf dem Bahnhof in der Stadt wußten sie all, daß ich kam, und da standen gleich drei Herrns mit roten Mitzen und sagten, sie freuten sich sehr, daß ich gekommen wär. Und einer jab mir einen schönen Strauß, der war fier de Berta, un se winschten ihr alles Gute und auch mir viel Glick.“

Der Stationsvorsteher schmunzelte. „Ich weiß, und es hat mich gefreut. Und wie ist es mit der Berta geworden?“

„Gut, liebes Herrchen, sehr gut. Zwillinge sind ankommen, zwei stramme Jungens. War ieberhaupt nich schlimm, nur der Gottlieb, der wo mein Schwiegersohn is, hat de Bixen volljehabt. Männer haben bei sowas gleich Schiß. Aberst ich muß nu rennen, dem Hermann erzählen, meinem Alten, der lauert doch all foorts auf Nachricht.“

Resolut drückte sie Korb und Schirm an die Brust, schnaufte noch einmal tief, als schöpfe sie Puste für ihren langen Weg, und segelte ab.

Ruth Geede

## De klee Bank am Oawe

De kleene Bank am Oawe  
wär onser scheenster Platz,  
doa huckd wi all tosamme,  
wie du noch wärscht min Schatz.

Doa huckd wi ook tosamme,  
wie erst dat Hanske käm,  
on so nach Fieroawend  
wie enne Mödd em nähm.

Doa käm ook all de Grete  
on dänn de Karlemann,  
on wedder noah poar Joahrkes  
käm ons kleen Lottke an.

Wi huckde oppe Siede  
on twöschemang ons veer.  
Wi mussde ons oft wundre,  
wie groot dat Bangke wär.

On wedder noah e Wielke  
mussd noch e Platzke sen,  
on twöschemang ons beide  
doa huckde fief sik hen.

Ons kleenet Oawebangke  
heel möt ons jliekem Schrött.  
Platz hadd wi wirklich alle:  
De Oawebank wuchs möt!

Doch nu noah lange Joahre,  
de Bank wurd wedder kleen,  
nu huckde wi twee Ole  
to Schömmerstund alleen.

Doch koame ons beseeke  
de Enkelkes so rund,  
dän wächsd ons Oawebangke  
om Fieroawendstund:

Sechs hucke mang ons beide,  
twee hebb wi oppem Schoot,  
on ons ol Qawebangke  
es wedder lang on groot!

## Die innere Stimme

Guter, ostpreußischer Fladen!

Schulvisitation in einem kleinen ostpreußischen Dorf. Der Herr Konsistorialrat spricht über die „innere Stimme“, über das Gewissen, die Moral. Schweigen in der Klasse. Der junge Lehrer schwitzt Blut und Wasser. Mit einem ermunternden Lächeln fragt schließlich der bärtige Konsistorialrat: „Na, wer hat von euch schon einmal die innere Stimme gehört?“

Das Schweigen vertieft sich. Der Lehrer ringt unsichtbar die Hände.

Da – eine Hand erhebt sich. Der Lehrer atmet auf.

„Na, Lieschen, wann hast du denn schon einmal die innere Stimme gehört?“

Lieschen wickelt die Schürze um die schwitzigen Händchen. Und dann nach kurzem Schlucken:

„Als ich neulich vom Bäcker kam. Muttmchen hat mich doch mit die Bleche zum Abbacken geschickt. Und dann mussd ich sie abholen. Zuerst dem Streiselfladen. Da war so ordmlich Kriemels drauf. Und der hat vleicht geduftet! Und als ich nu um die Eck' von unserm Hof komm', wo mich keiner sehen konnd, da sagte eine innere Stimme zu mir: ‚Bepuhl em doch!‘“

## Was ein Buchhändler alles führen soll

Gegenstände, die in einer Königsberger Buchhandlung während einiger Jahre verlangt wurden:

Bismarcks Gedanken, von ihm selbst gedruckt. - Kalter Fischlein. - Hosenträger. - Häkelsachen. - Der getreue Eckhart von Scheffel. - Gläserne Stahlfedern. - Ein Buch von Plato und ein Buch von Ploetz, aber beide von demselben Verfasser. - Ein ähnliches Werk wie Goethes Faust, aber im Hebräischen. - Ein Globus von Ostpreußen, an der Uhrkette zu tragen. - Der Prinz von Hamburg. - Eine festgebundene Jungfrau von Orleans. - Schwarze Kniestrümpfe. - Eine Bibel, aber en gros, denn die Dame hat schwache Augen. - Egmonts Gedichte in der Ausgabe von Goethe. - Ein Bilderbuch für ein ganz kleines Kind, auf Seite 11 soll stehn: „Kling, klang, gloria, Mariechen fiel die Treppe runter.“ - Die 80 Kirchenlieder, aber für höhere Töchterschulen. - Eine Ananas zu einer Bowle für 5 Personen. - Ein neues Münz- und Gewichtsbuch zum Umrechnen der Liter in Meter. - Etwas über Litauen; entweder der Trompeter von Seckenburg oder der wilde Jäger. - Ein Homer Ilias, wo Hektor und Achill drin steht. - Ein Päckchen Brusttee. - Ein gothaischer, gynäkologischer Kalender. - Ein deutscher Klassiker als Einsegnungsgeschenk; Schiller aber nicht, der schreibt zu kindlich. - Pferdlose. - Wachsmanschetten. - Für 10 Pf. Nähseide. - Sparmarken. - Schleier. - Eine Bibel im Urtext, aber deutsch. - Ein Töckchen weißes Garn. - Die 80 Kirchenlieder mit Sang und Klang. - Ein Reglement für Kurzsichtigkeit. - Strumpfbändchen. - Ovid in lateinischer Überset-

zung. - Ein besonders kräftiges Gebetbuch. - Ein Buch mit den Wörtern, wie man sie nicht falsch schreibt. - Freisinnige Gedichte als Konfirmationsgeschenk. - Eine deutsche Weltgeschichte von Anbeginn. - Ein Globus, antiquarisch; Amerika muß aber schon drauf sein. - Kleine Pistolchens. - Ein Teelöffelkörbchen. - Eine ungebundene Bibel, worin die Kilometer in Meilen stehen. - Für 5 Pf. Zündplätzchen. - Wallensteins Gedichte, bearbeitet von Schiller. - Eine Sanitätsliste für Artillerieoffiziere. - Ein ostpreußisches Reichskursbuch. - Dantes gottlose Komödie aus dem Griechischen übersetzt.

gesammelt von Robert Johannes.  
Königsberg i. Pr. 1919.

Daniel Staschus

## Auf dem Fischmarkt

Dicke Köpp on dicke Liewer  
hebbe onse Kuppelwiewer  
on 'ne grote Schabberschnut,  
dat dem Düwel doavor grut!

Wenn se biönander hucke  
wie de ohle Eierklucke,  
moake se, dat Gott erbarm,  
eenem förchterliche Larm.

Bloase isigkohle Winde,  
fröre se bekanntlich hinde,  
on dann sette se söck rop  
oppen heete Kohletopp.

Wenn sie moake kruse Näse,  
sönd se meistens glupsch on böse  
on verstoahne keinem Spoaß.  
Wie se schömpe, hör man bloß!

So 'n Pomuchel, so 'n Lachodder!  
Dammelskopp, wöllst möt dem Kodder  
om de Ohre? Lus'ger Krät!  
Schmiet em doch wat ön de Frät!

On se schmiete fohrts möt Fösche;  
ganz egoal wat se erwösche,  
fule Kruschke, on möt Dreck!  
Mönsch, erbarm di, goah bloß weg!

...ach, noch einmal Pregel riechen,  
Nochmal längs der Fischbrück gehn,  
Dicke Kuppelweiber sehn,  
Klara, Rosa und Mariechen,  
wie sie unter Krollenmützen  
Blubbernd hinterm Fischtrog sitzen...

Walter Scheffler

---

## Die Königsberger Fischbrück

Du liebe, gute, alte Fischbrück'. Wie oft denke ich an dich zurück. Eigentlich heißt du ja „Oberer Fischmarkt“ und „Unterer Fischmarkt“ – aber wir nannten dich einfach „unsere Fischbrück“. Was gab es auf unserer Königsberger Fischbrück' nicht alles zu hören und zu lernen! Das fing schon beim Morgengrauen an mit dem Klabastern von Fuhrwerken und Handwagen, die Kartoffeln und Gemüse aus den am Bollwerk liegenden Litauer-Kähnen fortschafften und durch die Straßen zogen mit dem Rufen: „Toffle, Toffleee...“ und „Zipple, Zipplee...“ Aus den Fischerdörfern am Kurischen Haff kamen die kleinen, flachen Kastenwagen – voll mit silberglitzernden Fischen vom kleinen Stint über den Kaulbarsch für die herrlichste Suppe der Welt, Ukelei, Plötz und dem köstlichen Haffzander bis zum glitschigen, sich noch immer kringelnden Aal. Die kleinen, flinken Pferdchen wurden rasch zum Abfüttern in einen Ausspann gebracht, die Deichseln eingezogen und die Wagen dicht bei dicht in langer Reihe aufgestellt. Aber wehe, wenn sich diese Fischwagen zu weit vorgewagt hatten und einer der alteingesessenen Königsberger Fischfrauen ihren Platz streitig zu machen versuchten. Und war es auch nur um ein paar Kopfsteine breit, es gab einen Krach, daß die ganze Fischbrück' erbebe. Das Vergnügen dabei hatten die „Gnossen“, die in den Fenstern der Häuser lagen und grinsend mit ansahen, wie der Streit immer heftigere und handgreiflichere Formen annahm, bis zuletzt die krakeelenden Fischfrauen den Hafffischer samt seinem Kastenwagen umkippten und er inmitten seiner Kaulbarsche und Stint zappelte. Der Ruf: „Schutzmann! Schutzmann!“ half auch nicht viel, denn bei dessen Versuch zur Klärung der Schuldfrage redeten die Frauen in schönster Einmütigkeit und überaus wortreich so lange auf ihn ein, bis zuletzt jede Klarheit restlos beseitigt war. Diese erstaunliche Einmütigkeit gegen irgendeinen „Außenseiter“ konnte sich aber bei Streitigkeiten untereinander sehr schnell wandeln, indem man sich gegenseitig vom Kohlentopp stieß, sich Fischzägel um die Ohren haute und die Haare büschelweise ausraufte. In solchen Streit mischte sich niemand ein, man ließ die Kodderschmauzen müde werden, sonst bekam man selber von den streitenden Parteien den Puckel voll oder Stint' an den Kopp'.

Noch immer klingen in den Ohren aller, die unsere Königsberger Fischfrauen in natura erlebt haben, die teils schimpfenden, teils werbenden Rufe in den Ohren: „Fruuke, trutstes Fruuke, keepe Se doch de goldfrösche Fösch... Wat, die stinke, segge Se? Se dreidammlige Zäg, Se angegriestes Pestgesöcht, Se dreimal ommen Körchtorm gedrelltet Stintjeschling... es mi sowat alle moal passeert? Moake Se bloßig, dat Se wegkoame, sonst war eck noch groff!“

Nur gut, daß die Beschimpfte längst das Weite gesucht hatte, so daß man es nicht mehr miterleben konnte, daß die gekränkte Fischfrau noch grob wurde!

Verbürgt ist jene Anekdote von der Fischfrau, die an einem bitterkalten Wintertag auf der gefrorenen Fischbrück ausglitschte und sich voll auf ihren Allerwertesten setzte. Eine hinter ihr gehende Marktbesucherin schrie entsetzt auf. Wütend drehte sich die auf dem Boden huckende Fischfrau um und giftete: „Wat kriesche Se denn so, full eck auf Ehrem...?“



Fischmarkt in Königsberg

## Herbstlied eines Königsbergers

Herbstlich färben sich die Blätter,  
immer schlechter wird das Wetter,  
frieh steckt man die Lamp schon an,  
weil man nuscht mehr sehen kann.

Draußen ist's nicht mehr erlabend,  
man verkieht sich leicht am Abend,  
und in dem betauten Gras  
macht man sich die Stiefeln naß.

In der Luft in dichten Zügen  
seh ich Scharen Störche fliegen.  
Fliehn vor Winters Ungemach. -  
Einer zagelt hinten nach.

Auch die Schwalben und die andern  
sieht man jetzt bald fortplachandern.  
Man der Spatz bloß bleibt und leckert,  
was die Pferde hinjekleckert.

Wo auch sieht man schon Jestalten,  
welche Klaftern Holz zerspalten;  
wo auch sieht man groß und klein  
Torf und Holz zu Haufen flei'n.

Ach, wie wird ums Herz mir koddrig!  
Wird's erst draußen matsch- und moddrig,  
ach, denn is der Sommer fort -  
rein, wie in die Ritz jeschorrt!

Josef Wiener-Braunsberg

## So ein Theater!

### Sketche zum Aufführen an Heimatabenden

Jedes heimatliche Treffen wird belebt durch Sketche und Spiele in der Mundart. Plattdeutsche Spiele sind heute kaum noch zu bringen, weil vor allem junge Darsteller kein Plattdeutsch sprechen. Das ist schade, denn gerade diese Aufführungen zeigen, wie fröhlich wir Ostpreußen sein können.

Wir haben hier einige Sketche ausgewählt, die leicht zu spielen sind und in jedes heitere Programm eingestreut werden können.

Es wurden zwei Bühnenbilder gewählt, die ohne Mühe in jedem Raum - auch ohne Bühne - zu realisieren sind.

1) Eisenbahnabteil

2) Wirtshausstube

Für die Szenen im Eisenbahnabteil genügen zwei gegenüberstehende Bänke oder Stuhlreihen. Eine gemalte Kulisse (Abteilmwand mit Fenster) vervollständigt das Bild, ist aber nicht nötig. Es genügt auch eine Stellwand oder ein Vorhang. Geräusche (Räderrattern) vom Tonband. Trillerpfeife.

Die Wirtsstube kann aus einem oder mehreren Tischen bestehen. Hier kann jeder Sketch einzeln gespielt werden, man kann sie aber auch als Folge hintereinander spielen. Für jede Szene wäre dann ein Tisch vonnöten, an dem das Geschehen spielt. Die anderen Tische mit den jeweiligen Darstellern vervollständigen die Szenerie. Namen und Ortsbezeichnungen können beliebig verändert werden.

### In der Eisenbahn

#### Die Reise nach Lixeyden

Personen: Mariechen, Hermann, Fritz

### Was gibt's Neues in Inserburg?

Personen: Emil, Franz

### Bloß kein Streit

Personen: Kurbjuhn, Balzereit, Fahrgast

Sketch:

## Die Reise nach Lixeiden

Personen: Mariechen  
Hermann  
Fritz

(Zugabteil. Auf einer Bank sitzen Hermann und Fritz, auf der gegenüberliegenden Mariechen. Sie sitzt inmitten von Koffern, Körben und Paketen. Zugrattern.)

Mariechen: (zählt ihr Gepäck)

Eins, zwei, drei, vier, fünf... is noch alles da.

Hermann: Na, Freileinche, nu haben Se all zum finften Mal gezählt. Hier klaut doch keiner.

Mariechen: Kann man nich wissen, sicher is sicher.

Fritz: Se fahrn woll nich oft mittem Zug, was Freileinche?

Mariechen: Nein, ach nei, aber heut mussd ich. Ich will nach Lixeiden. Kennen Se mir sagen, wann Lixeiden is?

Hermann: Lixeiden? Da hätten Se friher aufstehen sollen. Lixeiden is all vorbei.

Mariechen: Erbarmung, ich muß doch in Lixeiden umsteigen. Kommt denn nich erst Kalthof und dann Lixeiden?

Fritz: Wenn Se von Kuren kommen, nei. Ja, wenn Se von Königsberg kommen, denn ja.

Mariechen: Aber ich komm' doch nich aus Königsberg. Ach nei, ach nei, was mach' ich nu bloßig? Ich muß doch bis 11 Uhr in Lixeiden sein. De Tantche is krank und all ihre Keichelchens und Gisselchens, de wollen doch versorgt sein.

Hermann: Au weia, wo es so nach Regen aussieht. Kommen Se denn aus Kuren?

Mariechen: Nei, nich direkt. Ich bin bloß in Kuren inne Dokteraptehk gewesen, müssen Se wissen.

Fritz: Ja, Freileinche, da is nu nuchst zu machen. Se müssen nu in Pobethen umsteigen und mittem nächsten Zug zurückfahren.

Hermann: Nu man to, man to, Pobethen kommt all.

(Zugrattern hört auf, draußen ruft eine Stimme: Watzum-Pobethen!)

Mariechen: Ach Gottchen, ach Gottchen, was für 'ne Rawasch.  
(rafft die Gepäckstücke zusammen und steigt aus. Die Männer reichen ihr noch das letzte Gepäck nach)

Danke scheen, dank ook scheen, Se sind zu gietig!

(ab. Im Abteil bleibt ihre Handtasche liegen)

Hermann: En reizendes Marjelleche, was, Fritz?

Fritz: (grunzt vor sich hin) Hm, hm...

Hermann: Na, deine Kragenweite is se woll nich?

Fritz: Ich möcht nu bloß wissen, wie die bis Uhre elf nach Lixeiden kommen will.

Hermann: Wieso?

Fritz: Na, jetzt is grad sieben durch, und der nächste Zug geht doch erst um Klock zwei.

Hermann: Ach Donnerjanocheins. De arme Seel! Nu huckd se auffem Bahnhof mit ihre Pacheidels.

Fritz: Na, so schlimm is das nu auch wieder nich, wie einem davon werden kann. Dann huckd se sich eben innen Bus und fährt nach Pobethen-Dorf. Und denn geht se den Landweg am Abbau vorbei über das aufgeteilte Gut - wie heißt es doch man? Ach, du weißt doch, wo immer der Briefträger geht.

Hermann: Pirballen?

Fritz: Micht sein. Ja, da kann se in gut zwei Stundchens dort sein, wenn se nich zagelt.

Hermann: Da soll se die ganze Zeit all die Pacheidels schleppen und den Paudel und dem Lischke?

Fritz: Sie kann ja auch erst nach Pobethen mittem Bus und denn geht sie auffe Chassee bis Bahnhof Rantum-Pobethen. Und denn fährt se mittem Zug nach Neukuhren. Ja, so macht se das, das is die Lösung. Da geht ein Zug um halb elf, und von Kuren nach Lixeiden muß se denn wieder zu Fuß. Na, wie lang wird's dauern? Vielleicht e knappes Stundche.

Hermann: Das hätt se auch billiger haben können. Wo sie ja kein Geld hat.

Fritz: Zuwas soll die kein Geld haben?

Hermann: Und wenn se nich hat, was denn? Denn muß se eben zu Fuß von hier nach Lixeiden gehn.

Fritz: Erbarm dich, Mensch, die wird doch nich de ganze Strecke zu Fuß gehn?

Hermann: Ei, wenn sie am End wird müssen?

Fritz: Schabber nich so dammlich, die hat Penunsen. Die hat Geld wie Schiet, sag ich dir.

Hermann: Woher weißt, daß se Geld hat?

Fritz: Na, ich kenn' ihr doch. Das is doch die Halbkusine von Supplies Lene.

Hermann: Was du nich sagst! Aber ich sag, die geht doch zu Fuß, weil se kein Geld nich hat. Michst wetten?

Fritz: Mach ich, mach ich glatt. Auf was?

Hermann: Auffe Lag' Bier.

Fritz: Aber gutes Bier, Du'che. Ponarther Dunkles.

Hermann: Meinswegen auch Ponarther Dunkles.

Fritz: Also: Ich sag, sie hat Geld und fährt mitter Bahn.

Hermann: Und ich sag dir, se hat kein Geld und geht zu Fuß.

Fritz: Und ich frag morgen Supplieths Lene, ob se mittem Zug gekommen is.  
 Hermann: Brauchst nich zu fragen: Ich kann dir jetzt schon beweisen: Die geht zu Fuß.  
 Fritz: Wie willst das wissen, du Klogschieter?  
 Hermann: Hast keine Augen im Kopp? Se hat doch ihr Taschche vergessen. Da liegt es!

(Nach einer Erzählung von Marion Lindt)

Sketch:

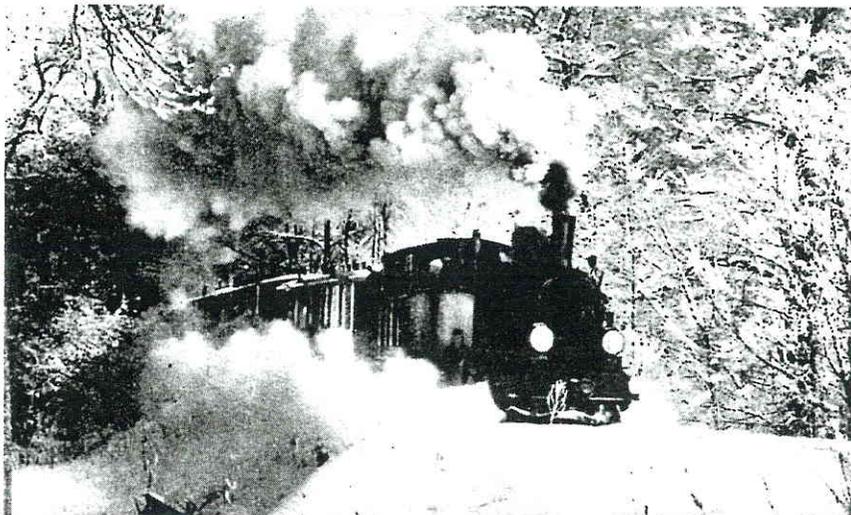
## Was gibt's Neues in Insterburg?

(Zwei gegenüberliegende Bänke, auf der einen sitzt Franz Schirblies. Emil Kulschat steigt zu, entweder durch eine Kulissentür oder kommt einfach um die Bank-ecke.)

Emil: Ei, da is ja noch e Platzche frei. Herrjeh, das is ja der Franz Schwir-blies aus Guttalutschen.  
 Franz: Na, wenn du nicht der Emil Kulschat aus Insterburg bist, freß ich e Besen.  
 (Emil setzt sich auf die gegenüberliegende Bank)  
 Emil: Na denn Tachche auch, Franz.  
 Franz: Tachche, Tachche. Na, Emil, wie geht? Du siehst aber mickrig aus. Bist krank? Fehlt dich was?  
 Emil: I wo. Bin bloß e bißche mied.  
 Franz: Von was bist mied?  
 Emil: Von garnuscht.  
 Franz: Und wo willst hin?  
 Emil: Nach Nauroschatschen.  
 Franz: Ach so, nach Nauroschatschen. Was willst denn in Nauroschat-schen?  
 Emil: Na, mal sehen, ob's da was Neues gibt.  
 Franz: Und was gibt's denn Neues in Insterburg? Ich bin nu all zwei Jahr-chen nicht dagewesen.  
 Emil: Was soll's denn Neues in Insterburg geben? Nuscht!  
 Franz: Wirklich nuscht?  
 Emil: Rein garnuscht.  
 Franz: Rein garnuscht?  
 Emil: Ieberhaupt nuscht.  
 Franz: Na, heer mal, in zwei Jahren muß es doch was Neues geben!  
 Emil: Gibt aber nuscht. Das Alte is noch nich aller. Du weißt doch, daß de Tante Lina e Hundchen hat?  
 Franz: De Tante Lina e Hund? Was für einem? Is er groß?  
 Emil: Nei.

Franz: Na denn klein?  
 Emil: Nei.  
 Franz: Is er schwarz oder weiß?  
 Emil: Nuscht von beides.  
 Franz: Is er jung oder alt?  
 Emil: Frag' nich so dammlich: Dot is er.  
 Franz: Was, de Tantche ihr Hund is dot?  
 Emil: Zuerst war er noch ganz lebandig.  
 Franz: Und nu is er dot?  
 Emil: Nu is er dot.  
 Franz: Wieso is er nu dot?  
 Emil: Na, er wurd eben iebergefahren.  
 Franz: Iebergefahren? Na, wie is das gekommen?  
 Emil: Na, bei der Tante ihrem Begräbnis.  
 Franz: Bei der Tantchen ihrem Begräbnis? Is se denn dot?  
 Emil: De Tantche is dot.  
 Franz: Woran is se denn gestorben?  
 Emil: Vor Schreck is se gestorben. Weil se sich so verjagt hat, als das Hausche abgebrannt ist.  
 Franz: Was, das Hausche is abgebrannt? Warum is es denn abgebrannt?  
 Emil: Weil de Tantche de Milch ieberkochen ließ.  
 Franz: Warum ließ se de Milch ieberkochen?  
 Emil: Weil se in Ohnmacht gefallen is.  
 Franz: Warum es se denn in Ohnmacht gefallen?  
 Emil: Na, wegen dem Onkel Julius.  
 Franz: Wegen dem Onkel Julius?  
 Emil: Wegen dem Onkel Julius.  
 Franz: Hat er ihr so geärgert?  
 Emil: I wo, geärgert eigentlich nich.  
 Franz: Was hat er denn?  
 Emil: Er hat garnuscht. Se haben ihm!  
 Franz: Versteh ich nich.  
 Emil: Eingespundt haben se ihm.  
 Franz: Eingespundt? Ze wegen was?  
 Emil: Na, er hädd doch Wechselchens gefälscht.  
 Franz: Wechselchens gefälscht? Das hat er doch allemal gemacht. Das is doch nuscht Neues.  
 Emil: Na, Franz Schirblies, ich hab dir ja gleich gesagt: Es gibt nuscht Neues in Insterburg.

Dieses Gespräch war sehr beliebt in Ostpreußen und wurde in vielen Versionen erzählt. Auch in anderen Ländern gibt es ähnliche „Nichts-Neues-Gespräche“, z. B. in Ungarn. Dieser Sketch läßt sich beliebig verändern, auch verlängern.



Neuhausen – Tiergarten Kleinbahn (Sammlung Teubler)

Sketch:

## Bloß kein Streit!

(Zwei gegenüberliegende Bänke wie in einem Zugabteil. Zug fährt an. Balzereit und Kurbjuhn sitzen sich gegenüber.)

Kurbjuhn: Da ist jemand zugestiegen. Vleicht kommt er in unser Kupee?  
 Balzereit: Na, laß ihn doch. Is ja Platz genug.  
 (Der dritte Fahrgast kommt in das Abteil)

Fahrgast: Morjen!  
 Kurbjuhn:  
 Balzereit: Morjen!  
 Fahrgast: Is hier noch e Platzche frei?  
 (setzt sich neben Balzereit)  
 Ach nei, Herr Weitschat, welche Überraschung? Sie fahren wohl auch nach Meiruhnen? Nei?

Balzereit: (schüttelt stumm den Kopf)  
 Fahrgast: Ach, das is aber schad. Ich dacht, Se wollen auch zur Viehauktion. Haben Se denn keine Bullen zu verkaufen?

Balzereit: Nei!  
 Fahrgast: Auch keine Färsen?  
 Balzereit: Nei!  
 Fahrgast: Schad, Se haben immer so scheenes Vieh. Wie geht es denn de Frau? Immer gesund und tüchtig?

Balzereit: Ja, ja.  
 Fahrgast: Und de Kinderchens? Alle hibsich munter und krekell?  
 Balzereit: Ja, ja.  
 Fahrgast: Und wie steht's denn mit der Wirtschaft? Is de Ernte schon inner Scheun'?

Balzereit: Ja, ja!  
 Fahrgast: Guter Roggen dies Jahr, was?  
 Balzereit: Ja, ja!  
 Fahrgast: Und de Kartoffelchens? Zufrieden?  
 Balzereit: Ja, ja.  
 Fahrgast: Und auch mitte Rüben?  
 Balzereit: Ja, ja.  
 Fahrgast: Na, das is aber scheen. Nu muß ich aussteigen. Das hat mich aber gefreut, Sie zu treffen. Ich dank' auch scheen für die Unterhaltung. Bis nächstes Mal, Herr Weitschat. Griefßen Sie de Frau und de Kinderchens.  
 (ab)

Kurbjuhn: Mensch, der schabbert, daß ihm rein de Lipp ausfusselt. Kennst dem, Balzereit?

Balzereit: Nei.  
 Kurbjuhn: Du heißt doch auch garnicht Weitschat?  
 Balzereit: Nei!  
 Kurbjuhn: Du hast doch auch garkeine Wirtschaft?  
 Balzereit: Nei.  
 Kurbjuhn: Auch keine Bullen und Färsen?  
 Balzereit: Nei.  
 Kurbjuhn: Und Rüben und Kartoffelchens baust doch auch nicht an?  
 Balzereit: Nei.  
 Kurbjuhn: Und verheiratet bist auch nich?  
 Balzereit: Nei, i wo!  
 Kurbjuhn: Und Kinderchens hast auch nich?  
 Balzereit: Nich daß ich wüßt'.  
 Kurbjuhn: Erbarmung, zuwas hast ihm das nich alles gesagt?  
 Balzereit: Ach weißt, Kurbjuhn: Zuwas soll ich denn Streit anfangen?

## In der Wirtsstube

### Buchstabieren auf ostpreußisch

Personen: Krauledat, Lischkies  
(können auch leicht verändert von Frauen gespielt werden)

### Die Wuhnen

Personen: Erster Bauer, Zweiter Bauer, Dritter Bauer

### Der Zeh

Personen: Fried, Ede, Karl

### Der Durst

Personen: Wirt, Fried, Ede

Sketch:

### Buchstabieren auf ostpreußisch

(Mit Blumen und bunten Tischen geschmückte Wirtsstube. Die Beleuchtung ist etwas spärlich. Auf einem Seitentisch steht ein Telefon.)

- Krauledat: (steht am Tisch und versucht, eine Flasche zu öffnen)  
Damlicher Korken, der steckt so fest wie die Knieptang opper Suu.
- Lischkies: (stürmt herein)  
Krauledat, Mönsch, Krauledat, da bist du ja.
- Krauledat: Wo brennt's denn, Lischkies? Unser Schreberfest is doch 'ne Wucht, die scherbeln all wie damlich.
- Lischkies: Aber nu wird es duster, is schon ganz schummrig.
- Krauledat: Na, dann zind' doch de Lampjons an.
- Lischkies: De Lampjons? Hast du se denn, ich hab se nich!
- Krauledat: Erbarmung, dann haben wir se vergessen!
- Lischkies: Vergessen? Keine Lampjons? Ach du grieses Katzche, is das e Blamasch.
- Krauledat: Na, nu barm' nich so rum. Noch is nich Ladenschluß, ich ruf' mal den Kaufmann Metschull an. Der hat sicher welche.  
(Geht zum Telefon und wählt eine Nummer)
- Lischkies: Meld' sich einer?

- Krauledat: (winkt mit der Hand ab und nickt)  
Hallo, is dort der Kaufmann Metschull? Der is nich da, wer sind Sie denn? Ach der Lehrling. Nu hör mal zu, min Jung, wir brauchen noch was. Haben Se Lampjons? (Pause)  
Was, Se verstehn nich? Se sind woll nich von hier? Lampjons... hab' ich gesagt, Lampjons...
- Lischkies: Herrjeh, is das e Dammelskopp... kennt nich mal Lampjons!
- Krauledat: Mönsch, Fackeln, haben Se die? Fackeln! Was? Buchstabieren soll ich? Ich huck' doch nich inner Schul! Na gut, denn to:  
F wie Pferd ... hab'n Se?  
A wie Angtree ... hab'n Se?  
K wie Quelle ... hab'n Se?  
E wie Eelfarb' ... hab'n Se?  
L wie Lektrische – hab'n Se? Geht in Ordnung! Denn schicken Se man 30 Stick zum Schrebergartenverein Julchental. Aber foorts, eh' es duster wird.  
(legt den Hörer auf. Zu Lischkies gewandt:)  
Na, sitst, de Schwengel is doch von hier. Jetzt hat er kapiert!

(Nach Siegfried Wallner)

Sketch:

### Die Wuhnen

(Schankstube. Drei Bauern sitzen an einem Tisch.)

- Der Erste: Verflucht kalt heute. Und nu fängt auch noch an zu stiemen.
- Der Zweite: Das macht nuscht. Ich hab' meinen Schlitten vor der Tür.
- Der Dritte: Mein Kunterchen wart' auch schon.
- Der Erste: Na, mit meinem Braunen komm' ich auch heil nach Hause. Was der kann. Neulich war alles zugestiemt, und da bin ich auf dem Pregel nach Wehlau gefahren. Na, und was soll ich sagen: Auf einmal is da vor mir eine Wuhne, die is glatt zwei Meter breit. Ich konnt' nich mehr halten und gab' meinem Braunen die Pitsch. Und der sprang mit einem Satz rüber.
- Der Zweite: Ach, das is ja noch gamuscht. Ich kam neulich von Arnau, auch auffem Pregel. War dicker Nebel, konntst kaum de Hand vor Augen sehn. Und auf einmal vor mir 'ne Wuhne. Mindestens fünf Meter breit. Eh' ich meinem Fuchs die Zügel geben konnt', war der schon glatt rübergesprungen.
- Der Dritte: Ja, ja, das is ja alles schön und gut. Aber ich kam neulich auffem Pregel von Tapiau gejucht. War ganz schneehell, aber die Wuhne war so zugestiemt, daß ich se erst im letzten Moment sah. Men-

schenskind, das war 'ne Wuhne: Mindestens zehn Meter breit. Also ich geb' meinem Kunterchen eins übern Zagel und...

Der Erste: (atemlos)  
 Der Zweite: (ebenso)  
 Na und ...?  
 Und denn...?  
 Der Dritte: Ich bin versoffen!  
 (Kann auch platt gesagt werden: Eck sie versoape!)

Sketch:

## Der Zeh

(Schankstube. Fried und Ede sitzen am Tisch. Karl kommt herein. Er trägt einen Verband um den Kopf, ein Auge ist blau. Der eine Fuß ist dick verbunden, er trägt einen Pantoffel. Er humpelt langsam zum Tisch.)

Fried: Mönchenskind, das is doch Korbjuhns Karl.  
 Ede: Mann, hast du dich verändert. Kannst dich ja rein als Vogelscheuche verdingen.  
 Karl: Ihr habt gut schabbern. (Setzt sich an den Tisch.)  
 Fried: Was is denn mit dir passiert?  
 Karl: Na, was soll schon passiert sein? Keilerei hat es gegeben. Beim Scherbeln beim Erntefest.  
 Ede: Hast dich woll mit der Liesa knutschen wollen, was?  
 Karl: Ach wat, ich wollt' ihr man bloß son'n kleines Butschke geben.  
 Fried: Und das hat sich der Lude Luschkat gefallen lassen? Das ist doch ihr Schmissler!  
 Karl: Der hat mir eins übern Deez gegeben, daß ich rein de Engelchen im Himmel singen hört'. Und dann haben wir uns alle gekeilt, und da hat mir solch ein verfluchter Krät dem großen Zeh abgeschlagen.  
 Ede: Un deshalb humpelst du wie so 'ne lahme Kräh'?'  
 Karl: Nu sei doch still, es geht ja noch weiter. Luschkats Lude haben se die Näs' abgeschlagen. Aber zum Glück war der ole Babutz da, und der näht nu foorts dem Lude die Näs' und mir den Zeh an.  
 Fried: Na, da habt ihr ja noch Schwein gehabt.  
 Karl: Schwein? Von der Suu möcht ich die Ferkel sehen! Die Sache geht ja noch weiter. Wie der Babutz uns gestern de Verbandskoddersch abnähm, hat er doch dem Lude meinen Zeh ins Gesicht genäht, und ich hab' dem Lude seine Näs' an meinen Fuß gekricht.  
 Ede: Ach du grieses Katzchen, der arme Lude!  
 Karl: Was heißt armer Lude? Bei jennem is doch nicht so schlimm, dem wachsd bloß immer der Nagel bis oppe Lipp. Aber ich, Kindersch,

denk euch bloß: Wenn ich dem Lude sine Näs' schnauben will, muß ich mir immer Schlorre und Socke ausziehn. Und nu hat der Krät, der Lude, auch noch den Schnuppen gekricht!  
 (Bückt sich, zieht ein großes, rotes Taschentuch aus der Tasche und will sich den Strumpf ausziehen.)

Ede und Fried: (springen auf und rennen zur Tür)Nei, nei, da kannst ja rein de Kränke kriegen! (ab)  
 Karl: (grinst und zieht sich die noch fast vollen Bier- und Schnapsgläser heran) Na, denn Prost!

Sketch:

## Der Durst

(Schankstube. Ede und Fried sitzen an einem Tisch. Ede winkt dem Wirt.)

Ede: He, Kröger, bring mir man noch e Tulpche Bier.  
 Wirt: (räumt das leere Glas weg)  
 Na, Ede, das is nu aber das achte! (ab)  
 Ede: (ruft ihm nach)  
 Und das neinte kannst auch gleich zapfen.  
 Fried: Achte und neinte? Mönchenskind, ich huck' hier noch immer beim zweiten Glasche.  
 Ede: Hast ja auch nich solchen Durst wie ich.  
 Fried: Was hest denn zu Mittag gegessen?  
 Ede: Mein Leibgericht: Pellkartuffeln un Hering.  
 Fried: Herrjeh, und da sagen die Leut', das is e billiget Essen.

## Unsere Autoren

Ernst Moritz Arndt	Marie Luise Kaschnitz
Rudolf G. Bindig	Charlotte Keyser
Martin A. Borrmann	Thomas Mann
Hansgeorg Buchholtz	Agnes Miegel
Robert Budzinski	Erminia von Olfers-Batocki
Tamara Ehlert	Gertrud Papendick
Heinrich Eichen	Hans-Joachim Paris
Ruth Geede	Hannelore Patzelt-Hennig
Ferdinand Gregorovius	Walter Scheffler
Johann Georg Hamann	Eva M. Sirowatka
Walter Hilpert	Hermann Sudermann
Robert Johannes	Paul Wegener
Frida Jung	Ernst Wiechert
Immanuel Kant	Johanna Wolff

## Ernst Moritz Arndt

\* 1769 auf Rügen † 1860 in Bonn

Der Historiker, Philosoph und Dichter war unermüdlich für die Befreiung Deutschlands tätig. Er verfaßte Schriften gegen Napoleon und für die Einheit Deutschlands. Sein Hauptwerk „Geist der Zeit“ umfaßt fünf Bände. 1818 Professor für Geschichte in Bonn, dann als „Demagoge“ seines Amtes enthoben. 1848 Abgeordneter des Frankfurter Parlaments. Arndt schrieb viele Gedichte und Kirchenlieder.

## Rudolf G. Bindig

\* 1867 in Basel † 1938 in Starnberg

Der deutsche Lyriker und Erzähler wurde mit seinen Romanen und Erzählungen wie „Der Opfergang“ und „Moselfahrt aus Liebeskummer“ zu einem der meistgelesenen deutschen Schriftsteller in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Er liebte Ostpreußen und seine Pferde und widmete ihnen „Das Heiligtum der Pferde“, eines der schönsten Bücher über die Trakehner und über Pferde überhaupt. Aus diesem Buch stammt der Auszug.

## Martin A. Borrmann

\* 1895 in Röbel † 1974 in Berlin

Nach einem Medizinstudium wandte er sich der Literatur zu. Fünf Jahre wirkte er als Dramaturg am Königsberger Schauspielhaus. Nach seiner Entlassung 1933 begann er an seinem Roman „Trampedank“ zu schreiben, der erst nach Kriegsende verlegt und ein großer Erfolg wurde. Ausgezeichnet mit dem Kulturpreis der Landsmannschaft Ostpreußen.

## Hansgeorg Buchholtz

\* 1899 in Mülhausen † 1979 in Uetersen

Als Sohn ostpreußischer Eltern im elsässischen Mülhausen geboren, verbrachte er Kindheit und Jugend in Masuren. Er wurde Lehrer und Rektor, arbeitete dann als freier Schriftsteller. Zu seinen erfolgreichsten Romanen gehören „Dorf unter der Düne“, „Der Dobnik“ und „Fremder, bist du mein Bruder?“ Mehrfach ausgezeichnet (Jugendbuchpreis der Ostdeutschen Künstlergilde, Ostpreußischer Kulturpreis 1959).

## Robert Budzinski

\* 1876 in Kl. Schäfken † 1955 in Marburg

Nach dem Besuch der Kunstakademie in Königsberg und Berlin arbeitete er als Graphiker und Zeichner und gab Kunstmappen mit ostpreußischen Landschaften heraus. Er illustrierte seine Bücher („Curi-Neru“, „Sonnentage“) selber. Bekannt wurde er mit der „Entdeckung Ostpreußens“, das er flüchtig auf die Rückseiten eines Kalenders geschrieben hatte. Es gilt noch heute als ein Glanzstück der heiter-satirischen Literatur.

## Tamara Ehlert

\* 1921 in Königsberg

Ihr schriftstellerisches Schaffen begann die Schauspielerin nach Kriegsende als Feuilletonistin. Veröffentlichungen: „Die Dünenhexe“, „Das silberne Fräulein“ und die Gedichtbände „Alles dies war meine Welt“ und „Kleiner alter Mann geht durch den Wind“. Ausgezeichnet mit dem Lyrik-Preis des Brentano-Verlages, dem Nicolaus-Copernicus-Preis und dem Förderpreis zum Andreas-Gryphius-Preis. Lebt heute in Fürstfeldbruck.

## Heinrich Eichen

\* 1905 in Bonn † 1988 in Berlin

Der Stadtsekretär und Buchhändler liebte die Heimat seiner Mutter, Ostpreußen. Er gab sieben Gedichtbände heraus, verfaßte elf Laienspiele. Sein bekanntestes Gedicht „Das Lied vom Elch“ gehört zum neueren ostpreußischen Liedgut.

## Ruth Geede

\* 1916 in Königsberg

Als Funkautorin schrieb sie bereits mit 17 Jahren Hörspiele und andere Sendungen für den Reichssender Königsberg. 1935 erschien ihr erstes Buch „De Lävnsstruts“ (Ostpreußische Märchen). Weitere Veröffentlichungen „Nehrungsleute“, „Die Pflugschar“, „Ohm Willem“, „Wie Blätter im Wind“, „Rote Korallen“ u. a. Mitherausgeberin von „Typisch Ostpreußen“. Bis heute als Redakteurin tätig. Preise: 1. und 2. Preis im Dramenwettbewerb der Niederpreußischen Bühne, Mundartpreis der Stadt Königsberg, Klubunde-Preis, Kulturpreis der Landsmannschaft Ostpreußen. Bundesverdienstkreuz am Bande. Lebt in Hamburg.

## Ferdinand Gregorovius

\* 1821 in Neidenburg † 1891 in München

Nach seiner Schulzeit in Gumbinnen Studium der Theologie, Geschichte und Philosophie und Wirken in Königsberg als Lehrer, Schriftsteller und Journalist. 1852 Reise nach Italien, das ihn so fesselte, daß er bis 1874 in Rom blieb. Dort schrieb er sein Werk „Die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter“. Für dieses achtbändige Mammutwerk wurde er zum ersten deutschen Ehrenbürger der „Ewigen Stadt Rom“ ernannt. Zuvor schrieb er die fünfbandigen „Wanderjahre in Italien“, denen wir Ostpreußen die zauberhaften „Idyllen vom baltischen Ufer“ verdanken. Seine Asche wurde, wie auch die seines Bruders Julius G., der die Geschichte Neidenburgs schrieb, auf dem Schloßberg zu Neidenburg in dem für seinen Vater errichteten Denkmal beigesetzt. Er war der Restaurator des Ordenschlosses gewesen, auf dem Ferdinand Gregorovius geboren wurde und das er in seinem Gedicht „Schloß Neidenburg“ besang.

## Johann Georg Hamann

\* 1730 in Königsberg † 1788 in Münster

Hamann, der „Magus im Norden“ wurde als Prophet verehrt und wirkte wie ein Magnet auf die großen Geister seiner Zeit. Goethe bekannte, das meiste von Hamann gelernt zu haben – über Herder, der ein Jünger Hamanns war. Mit Kant, seinem geistigen Gegenpool, verband ihn trotz aller Unterschiede eine Freundschaft bis an den Tod. Hamann fundierte ein neues Zeitalter, die Romantik. Er sah in der Sprache den Ursprung, die schöpferische Kraft von Anbeginn und über die Zeiten. Hamann war in einem Zeitalter, wo der Rang des Menschen bestimmend war, der Außenseiter: Nach seinem Studium in Königsberg führte ihn sein unruhiges Leben nach Riga, Hamburg, Holland und England – Hauslehrer und Schreiber, Weltreisender und Handelsbflissener. Nach Königsberg zurückgekehrt, wurde er durch Kants Vermittlung ein kleiner Zollbeamter. Aber diese bescheidene Stellung ließ ihm Zeit für seine philosophischen Arbeiten, zu deren wichtigsten „Über den göttlichen und menschlichen Ursprung der Sprache“ zählt. Er verstarb bei einem Besuch im Hause der ihn verehrenden Fürstin Gallitzin in Münster.

## Walter Hilpert

\* 1908 in Plaschken † 1962 in Hamburg

Der frühere Abteilungsleiter Kultur beim Reichssender Königsberg und spätere Intendant des Norddeutschen Rundfunks in Hamburg schrieb auch über seine Heimat Ostpreußen. Die Schilderung einer Ruderfahrt durch die masurischen Seeneinsamkeit ist dem Buch „Ostpreußen – Berichte und Bilder“ von Martin Bormann entnommen.

## Robert Johannes

\* 1846 in Insterburg † 1924 in Königsberg

Robert Johannes, der eigentlich Robert Lutkat hieß, war der bekannteste Dialektrezitator Ostpreußens. Nach seiner Theaterzeit als Charakterkomiker in Königsberg, Hamburg und Berlin trat er auf Vortragsabenden auf und rezitierte seine eigenen Gedichte in Platt und Missingsch, eine Mischform zwischen Hoch- und Plattdeutsch. Sein „Deklamatorium“ umfaßte 12 Bände, darunter auch die bekanntesten und beliebtesten „Dichtungen von Carl Buttgerit aus Gaweiten“. Zusammen mit Arbeiten von Marion Lindt sind seine bekanntesten „Riemels“ im Buch „Klops und Glumse“ (Rautenberg) erschienen.

## Frieda Jung

\* 1865 in Kiaulkehmen † 1929 in Insterburg

Frieda Jung gilt als die ostpreußische Dichterin der Stille. Sie hat oft „... mit dem Schmerz zu Tisch gesessen“. Ihre Dichtkunst wurde bestimmt durch die innige Verbundenheit mit den Menschen ihrer Heimat und dem Land, das sie liebte. In ihren Gedichten und Geschichten traf sie den Volkston. Ihr bekanntestes Büchlein: „In der Moorsonne“, Geschichte ihrer Kindheit. Frieda Jung war eine Heimatdichterin im besten Sinne des Wortes.

## Immanuel Kant

\* 1724 in Königsberg † 1804 in Königsberg

Immanuel Kant wurde als Sohn eines Sattlermeisters am 22. 4. 1724 in Königsberg geboren, besuchte 1733–40 das Kollegium Friedericianum und studierte an der Albertina. Seit 1746, dem Tode des Vaters, war er als Hauslehrer (Hofmeister) tätig, kehrte 1755 nach Königsberg zurück, promovierte zum Magister und habilitierte sich als Privatdozent für Philosophie und Mathematik. 1756 bemühte er sich um eine außerordentliche, 1758 um eine ordentliche Professur vergeblich, lehnte 1762 den frei gewordenen Lehrstuhl für Dichtkunst ab und nahm 1765 die dürftige Stelle eines Schloßbibliothekars an. 1769 wurde K. als ord. Professor sowohl nach Erlangen als auch nach Jena berufen, blieb aber in Königsberg, bis er 1770 die ord. Professur für Logik und Methaphysik erhielt. Sein Name war durch seine Schriften längst bekannt geworden, doch hat K. seine engere Heimat Ostpreußen niemals verlassen wie Sokrates, Buddha und Konfuzius. Seine berühmtesten Schriften, die eine Revolution des Denkens bewirkten und in denen er durch seine Lehre ein neues Bewußtsein des Menschen schuf, erschienen: 1781 Kritik der reinen Vernunft, 1785 Grundlegung zur Methaphysik der Sitten, 1788 Kritik der praktischen Vernunft, 1790 Kritik der Urteilskraft, 1821 Metaphysik. Die kleine Schrift „Zum ewigen Frieden“ erschien 1795 bei Nicolovius in Königsberg. Als Einführung in das Kantsche Denken sind die „Prolegomena zu einer jeden

Metaphysik, die als Wissenschaft wird auftreten können“ (1783) sehr von Nutzen. K. starb am 12. 2. 1804 in Königsberg. Unter dem Geläute aller Glocken wurde ein schlichter Sarg von Studenten durch die menschenüberfüllten Straßen zum Dom getragen und nach einer Trauerfeier dort beigesetzt. Später wurde für die sterblichen Überreste des Weltweisen am Dom die Stoa Kantiana errichtet, wo sie noch heute ruhen.

Aus: Große Ost- und Westpreußen, von Walter Schlusnus.

## Marie Luise Kaschnitz

\* 1901 in Karlsruhe † 1974 in Rom

Die bekannte deutsche Lyrikerin und Erzählerin lebte einige Jahre in Ostpreußen. Die Worte über den ostpreußischen Bruch stammen aus „Ostpreußen“ (aus Orte, Aufzeichnungen im Insel Verlag), veröffentlicht in „Ostpreußen – Ein Lesebuch“ (Wilhelm Heyne Verlag München).

## Charlotte Keyser

\* 1880 in Russ † 1966 in Oldenburg

Nach dem Besuch der Kunstakademie in Königsberg wirkte sie dreißig Jahre als Kunsterzieherin in Tilsit. Ihre Begabung war vielseitig: Dichtung, Malerei, Musik. Ihre plattdeutschen Lieder vertonte sie selber, sie gehören heute zum ostpreußischen Liedgut. Ihre bedeutendsten Werke: „Und immer neue Tage“ und „Schritte über die Schwelle“. Sie erhielt den Herder-Preis der Goethestiftung, den Kulturpreis der Landsmannschaft Ostpreußen (1964) und das Bundesverdienstkreuz Erster Klasse.

## Thomas Mann

\* 1875 in Lübeck † 1955 in Kilchberg/Zürich

Der deutsche Publizist und Erzähler; Literaturnobelpreisträger, baute sich in Nid- den auf der Kurischen Nehrung ein Sommerhaus. Das „Thomas-Mann-Haus“ ist auch heute noch eine Gedenkstätte für den Dichter. Thomas Mann zeichnete seine Liebe zu diesem Sommerhaus in seinen autobiographischen Schriften „Über mich selbst“ auf. (S. Fischer Verlag, Frankfurt)

## Agnes Miegel

\* 1879 in Königsberg † 1946 in Bad Salzuflen

Größte ostpreußische Dichterin, weltbekannt durch ihre Balladen und Erzählungen. Sie war und blieb „Die Mutter Ostpreußen“. Ehrenbürgerin der Stadt Königsberg, deren Universität ihr den Dr.h.c. verlieh, Trägerin der Wartburg-Rose, Mitglied der Preußischen Dichterakademie. Sie gilt als die deutsche Balladendichterin. Ihr größtes episches Werk: „Geschichten aus Alt-Preußen“. Sie schöpfte Kraft und Wissen aus altpreußischem Bewußtsein, aus überliefertem Erbe, aus dem uralten Volksglauben ihrer Heimat: Eine wahre Patrona Borussiae. Ihre „Gesammelten Werke“ erschienen bei Diederichs in sieben Bänden. Ihr Lebenswerk wird heute in ihrem letzten Wohnsitz in Bad Nenndorf von der Agnes-Miegel-Gesellschaft betreut.

## Erminia von Olfers-Batocki

\* 1876 auf Gut Gr. Ratshof † 1954 in Bad Harzburg

Die ostpreußische Schriftstellerin, die auf dem Familiengut Tharau lebte, schrieb vor allem Gedichte im natangischen Platt. Sie verfaßte aber auch Märchen, Laienspiele und ländliche Geschichten. „Mein Pegasus ist bloß ein Kunterchen, Ihrer ist ein edler Trakehner!“ sagte sie einmal zu Agnes Miegel. Darauf die Dichterin: „Aber wenn unsere plattdeutschen Pegasusse Wettrennen machen, dann gewinnt Ihrer bestimmt.“ Daß ihr Pegasus mehr als ein Kunterchen war, beweist sie in ihrem großen Lebenswerk „Das Taubenhaus“, eine Familiengeschichte in und um Königsberg. Hier schildert sie das kulturelle und ländliche Leben im 18. und 19. Jahrhundert mit den großen Personen des ostpreußischen Geisteslebens, von denen einige auch zu ihren Vorfahren zählen wie der Professor Friedrich Samuel Bock, der die erste Biographie über Herzog Albrecht verfaßte. Nach ihrem Tode führte ihre Tochter Hedwig von Löhöffel ihr Lebenswerk weiter.

## Gertrud Papendick

\* 1890 in Königsberg † 1982 in Hamburg

Die „unverbesserliche Preußin“, wie sie sich selber nannte, schrieb schon in jungen Jahren Kurzgeschichten für die „Woche“. Neben ihrer hauptberuflichen Tätigkeit als Lehrerin weitete sie ihre schriftstellerische Arbeit aus und profilierte sich zu einer der besten ostpreußischen Erzählerinnen. Ihren ersten Buchveröffentlichungen „Deine Söhne – Land im Osten“ und „Die Fahrt mit dem Schatten“ folgte dann der Roman „Die Kantherkinder“, der ab 1965 als „Konsul Kanther und sein Haus“ großen Erfolg erzielte. Weitere Buchveröffentlichungen: „Wo der Birnbaum stand“, „In jenem fernen Sommer“ und „Das war unsere Stadt“. Ausgezeichnet mit dem Kulturpreis der Landsmannschaft Ostpreußen.

## Hans-Joachim Paris

Der in Danzig geborene Schriftsteller und Journalist war ein „Rundfunkmann der ersten Stunde“ am Reichssender Königsberg. Nach dem Krieg als Redakteur tätig, lebt er heute als freier Schriftsteller in Murnau.

## Hannelore Patzelt-Hennig

\* 1937 in Tilsit

Ihre Kinderjahre in Ostpreußen prägten ihr bisheriges Schaffen, sie kommen vor allem in ihren Erinnerungen „Amanda im Schmalztopf“ zum Ausdruck. Ihre Geschichten und lebenswerten Schilderungen haben sich einen großen Leserkreis erworben. Sie gehört zu den jüngsten ostpreußischen Kulturschaffenden, die ihre Wurzeln noch fest in ihrer Heimat haben, aber auch Nachgeborenen sehr viel über das nördliche Ostpreußen, ihrer engeren Heimat, vermitteln können. Veröffentlichungen: „Das Haus voll Gäste“, „Wenn leis‘ die Ähren rauschen“ u. a.

## Walter Scheffler

\* 1880 in Königsberg † 1964 in Hamburg

Als Junge ertaubte er nach schwerer Krankheit. Buchbinderlehre, nebenher schrieb er Verse. Zu seinem Pseudonym „Walter von der Laak“, unter dem auch das gleichnamige Buch erschien, pflegte er folgende Geschichte zu erzählen: Als er auf einem ostpreußischen Adelssitz eingeladen war, um seine Gedichte vorzulesen, stellten sich alle Anwesenden mit ihren Adelsnamen vor. Da verbeugte sich Scheffler und sagte: „Walter von der Laak“. Er stammte von der Laak, einem Königsberger Stadtteil am Pregel. Das Buch machte ihn sehr bekannt, weitere folgten. 1956 stellte er seinen letzten Gedichtband „Erde und Licht“, in dem auch seine sehr beliebten plattdeutschen Gedichte „Vär Wihnachte“, „Wenn öck so huck“ und „Ös dat nich wedder...“ enthalten sind. Er verstarb unverheiratet in Hamburg.

## Eva M. Sirowatka

\* 1917 in Krausen, Krs. Röbel † 1988 in Koblenz

Nach dem Besuch der Kunstakademie Königsberg wurde sie technische Zeichnerin. 1968 erschien ihr erstes Jugendbuch „Mein Freund, der kleine Kater“, dem weitere folgten. Gedichtband „Zeit der Kontraste“, „Onkelchens Brautschau“ und „Frühstück mit Herrn Schulrat“, heitere Geschichten aus Masuren, zeigen die Bandbreite ihres schriftstellerischen Schaffens.

## Hermann Sudermann

\* 1857 in Matzicken † 1928 in Berlin

Der meistgespielte Bühnenautor seiner Zeit war in bitterer Armut aufgewachsen. Viele Eindrücke seiner Kindheit schlagen sich in seinen Werken nieder, vor allem in seinem Roman „Frau Sorge“ und in seinen „Litauischen Geschichten“, die vielfach verfilmt wurden. Der gefürchtete Kritiker Alfred Kerr schrieb: „Durch Sudermann hatte der ostpreußische Mensch und seine Lebensart Einzug in die deutsche Literatur gehalten.“ Um 1990 war Sudermann der bekannteste ostpreußische Dichter seiner Epoche und gehörte zu den berühmtesten Dramatikern. Sein bekanntestes Werk „Johannisfeuer“ erlebte nach seinem Tod eine großartige Renaissance. Die Jugenderinnerung „Es war wundervoll“ stammt aus „Bilderbuch meiner Jugend“.

## Paul Wegener

\* 1874 auf Gut Arnoldsdorf † 1948 in Berlin

Paul Wegener, der eine herrliche Jugend auf dem Rittergut Bischdorf im Kreis Rößel verbrachte, wurde schon während seiner Schulzeit in Königsberg von der Theaterleidenschaft gepackt... Er studierte Jura, Philosophie und Kunstgeschichte, bis er sich für das Theater entschied und zu einem der großartigsten Darsteller wurde. Der vitale Schauspieler fand früh den Weg zum Film, sein „Golem“ gehört zu den großen Klassikern der Filmgeschichte. Die hier erwähnten Worte stammen aus seiner Festansprache anlässlich seines 50. Geburtstages, der auf seinen Wunsch im Königsberger Neuen Schauspielhaus gefeiert wurde.

## Ernst Wiechert

\* 1887 in Kleinort † 1950 in Urikon (Schweiz) Rütihof

Der zu den bedeutendsten Dichtern Deutschlands zählende Ostpreuße wurde als Sohn eines Försters im Kreis Sensburg geboren. Nach dem Studium an der Königsberger Albertina wirkte er als Lehrer am Hufengymnasium in Königsberg, später in Berlin. Seit 1933 lebte er als freier Schriftsteller am Starnberger See, kam 1938 zwei Monate in das KZ Buchenwald. 1948 siedelte er in die Schweiz über.

Den eigentlichen Zugang zu Wesen und Werk geben seine Erinnerungsbücher „Wälder und Menschen“ und „Jahre und Zeiten“. Zu seinen bekanntesten Büchern zählen „Das einfache Leben“, „Jedermann“, „Die Magd des Jürgen Dorskocil“, „Missa sine nomine“, „Die Jerominkinder“. Seine Hauptwerke wurden in einer 10bändigen Gesamtausgabe zusammengefaßt (Desch-Verlag).

## Johanna Wolff

\* 1858 in Tilsit † 1943 in Locarno

Das Schusterkind aus Tilsit, das schon mit sieben Jahren Waise wurde, erlernte die Krankenpflege und kam während der Cholera-Epidemie nach Hamburg. Dort pflegte sie den Kaufmannssohn Gustav Wolff in aufopfernder Weise. Er heiratete Johanna und gab ihr durch die finanzielle Sicherheit die Möglichkeit zum schriftstellerischen Schaffen ohne Existenznöte. Johanna Wolff wurde berühmt durch ihr Erstlingswerk „Das Hanneken“, in dem sie ihr schweres Leben schilderte. Weitere Romane, Gedichtbände und Schauspiele folgten. Mit 72 Jahren wurde sie Ehrenbürgerin ihrer Heimatstadt Tilsit.